

INHALTSVERZEICHNIS

Seite	
Vorwort	5
Der Schritt über die Linie	9
Im Labyrinth	13
Strich durch!	15
Landen oder Stranden	17
Der betrunkene Kraftfahrer	20
Gefährliche Kraftprobe	22
Das war „vor“ Ulm	24
Neue Augen	26
Ein unbewachter Augenblick	29
Ist das wahr?	32
Der Sprung über den Abgrund	34
Ruhig inmitten der Wogen	36
Das Leuchtfeuer	41
Ich weiß, wohin ich gehe	44
So oder so	47
Es geschah in Paris	50
Eine ganze Sache	52
Bekennermut	57
Ein zweifacher Sieg	59
Jesus, geh voran	
Stiller Teilhaber gesucht	63
Die schwarze Liste	65
Brief aus der Heimat	67
Am Tor zur Freiheit	70
Als Gast bei Sven Hedin	73
Unter vier Augen	75
Vom Winde verweht	77
Eine merkwürdige Versteigerung	80
Hinterm Vorhang	82
Das Schönste	84
Hast du nichts vergessen	85
Unter allen Umständen!	88
Nachtgespräch in der Herberge	91
Warum?	94
Gespräch im D-Zug	96
Zwei auf der Flucht	99
Vom Fundament unseres Lebens	102
Blick auf das Kreuz	104
Der Ruf nach Stille	107
Zeugen gesucht!	109
Ich werde es immer erzählen	112
Brot	114
So tun als ob	116
Auf mich zu	120

Ich hab's gewagt!	121
Wir dachten, wir könnten uns selber helfen	124
Nur die Verbindung	126
Die lebende Brücke	128
Vor 200 Jahren	130
Es ist alles bereit	133
Eine Bibel ohne Worte	135
Der verlorene Stab	137



DER SCHRITT ÜBER DIE LINIE

Der Donner einer schweren Explosion zerreißt die Luft. Von den Tausenden von Arbeitern, die in dem großen chemischen Werk tätig sind, ist sich keiner im unklaren darüber, daß ernsteste Gefahr für alle, also auch für ihn droht, wenn der einen Explosion noch weitere folgen sollten. Und die Möglichkeit dazu ist groß. Die chemischen Stoffe, die hier verarbeitet werden und in großen Mengen lagern, entflammen leicht. Es kann sich niemand retten, wenn es nicht gelingt, die Gefahr in kürzester Zeit zu bannen.

Am besten wissen das die Leute der Werksfeuerwehr. Sie wissen aber auch, daß es jetzt auf sie und ihren unerschrockenen Einsatz ankommt. Sie wissen, daß es gilt, das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, um Tausenden von Arbeitskameraden das Leben zu retten und zugleich das große Werk zu erhalten.

In nächster Nähe des Schuppens, in dem das Unglück geschah und der nun lichterloh brennt, stehen mehrere Tankwagen, gefüllt mit hochexplosiven Rohstoffen. Diese Wagen müssen sofort aus der Gefahrenzone herausgezogen werden, sonst ist die Katastrophe unvermeidlich. Es vermag niemand vorauszusagen, wer das Wettrennen gewinnen wird, das in den nächsten Minuten abrollen muß: das Feuer, das alles Brennbares in seiner Nähe in sengende Glut einhüllt und sich rasend schnell den Tankwagen nähert, oder die Männer der Feuerwehr. Noch sind sie vor ihrer Gerätehalle mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt und durch einen tiefen Kanal, der sie und die Stadt von dem Werk trennt, vor der eigentlichen Gefahr sicher. Aber nun gilt es, den Schritt über diese Linie zu wagen. Wer wollte es ihnen verargen, daß sie einen Herzschlag lang zögern, daß jeder sich im stillen fragt und dabei an Frau und Kinder denkt: Bin ich in diesem Augenblick wirklich unentbehrlich bei diesem gefährlichen Gang? Aber ein lauter Ruf ihres Kommandeurs: „Alle Mann mir nach!“ läßt alle Fragen verstummen, alle Bedenken zurücktreten. Als erster ist er, ebenso ausgerüstet wie sie alle, über die Brücke hinweggeeilt, und nun zögert keiner mehr, ihm zu folgen. Der Schritt über die Linie ist vollzogen; jetzt gibt's kein Zurück mehr, nur noch ein Vorwärts hinein in die Gefahr! Die Tat gelingt, die Tankwagen können im letzten Augenblick dem Zugriff des Feuers entzogen werden; der Betrieb mit seinen Tausenden von Arbeitern ist gerettet.

Der König über Leben und Tod - Jesus Christus, der Herr - geht auch in unseren Tagen noch

über diese Erde und fordert die Menschen auf, ihm zu folgen. Unsichtbar zieht er im Gespräch mit den Menschen die Linie und ruft: „Mir nach - über die Linie!“

Merkwürdig, tapfere Männer, die hundertfach ihr Leben für höchste Güter hingeben würden, sie wagen den Schritt über diese Linie nicht. Bis hart an die Grenze gehen sie oft - aber das Letzte wagen sie nicht. Christus ruft die Menschen auf mannigfache Weise. Aber sie hören nicht. Dann kommt das Leben oft wie ein Sturmwind über sie. Sie werden in die Schranken gerufen.

Es war in der Zeit, da die weißen Männer in die Jagdgebiete der Indianer eindrangten. Oft ging es unbarmherzig dabei zu. Erbittert kämpfte man auf beiden Seiten. Den Roten blieb meistens nur der Rückzug in immer einsamere Gegenden übrig. Schließlich mußten sie die ihnen von der Regierung zugewiesenen Gebiete besiedeln. Aber auch dort erschienen eines Tages die weißen Männer und betrachteten sich als die Herren. In einem Tal lebte eine Familie unter den Weißen, die menschlich mit den Roten umging. Sie sprang schon einmal ein, wenn Not am Mann war. Merkwürdig - diese kleinen Liebestaten waren bei dem ganzen Stamm bekannt geworden.

Die Weißen wurden in ihren Übergriffen immer herausfordernder. Da beschlossen die Indianer die Vernichtung der Eindringlinge. Nur jene Familie wollten sie retten.

An dem Tage, der für den Überfall geplant war, erschien der Häuptling in ihrer Blockhütte. Mit Worten und lebhaften Gesten versuchte er, die Menschen aus dem Tal zu locken. Aber sie verstanden ihn nicht und lachten über den sonderbaren Mann. Was der bloß wollte!

Der Häuptling sieht am Boden der Hütte das kleine Kind der Familie spielen. Ein Gedanke durchzuckt ihn. Er packt das Kind und eilt damit zur Hütte hinaus. Die Familie ist so bestürzt, daß es einige Zeit dauert, bis sie sich aufrafft. Dann eilt sie dem Häuptling nach mit den Waffen, die gerade zur Hand sind. Die Flucht geht durch die Siedlung in den Urwald hinein. Die Weißen holen den Indianer nicht so schnell ein. Es geht einen Berg hinauf. Sie müssen langsamer laufen. Da sehen sie den Indianer oben auf dem Hügel stehen bleiben. Sie kommen endlich an ihn heran, um• stellen ihn, fassen ihn. Jetzt soll er büßen!

Rasch sehen sie nach dem Kind. Es lebt! Aber die Entführung soll gerächt werden! Da hebt der Häuptling den Arm und zeigt hinunter ins Tal. Qualm und Feuer ist dort! Da werden sie still. Sie wissen: Wir sind vor Schlimmem bewahrt geblieben!

Als der rote Mann mit Worten und Zeichen nichts erreichen konnte, als die Menschen, mit denen er es gut meinte, nicht hörten, nahm er ihnen das Liebste: das kleine Kind. Er nahm an, daß sie ihm dann folgen würden, und das wollte er. Dadurch wurden sie gerettet.

Sieh, wenn Christus plötzlich in dein Leben hineingreift, wenn er dir Liebes nimmt, dann denke daran: Es ist der Ruf: Mir nach - über die Linie!

TUT UM GOTTES WILLEN
ETWAS TAPFERES
ZWINGLI

IM LABYRINTH

Habt ihr schon einmal etwas von dem schauerlichen Labyrinth des Königs Minos auf Kreta gehört? Dieser Irrgarten war der Wohnort des Minotaurus. Das war ein Mensch, der einen Stierkopf hatte und nur Menschenfleisch fressen wollte. Darum hatte der König Minos die Athener, die ihm unterworfen waren, gezwungen, jedes Jahr eine Schar Jungmänner und Jungfrauen als Nahrung für den Minotaurus zu schicken.

Einmal befand sich unter den Jünglingen ein Königssohn. Theseus hieß er. Der stimmte nicht mit in den Jammer ein, sondern sann auf Rettung und Befreiung. Bei der Ankunft in Kreta sah er die Tochter des grausamen Königs Minos und schloß mit ihr einen Bund. Die Königstochter schenkte ihm ein Fadenknäuel. Mit diesem betrat er das Labyrinth. Gleich am Eingang befestigte er den Faden. Das Knäuel behielt er in der Hand und ließ es langsam abrollen, während er durch die Irrgänge schritt. Unter seinem Gewand hatte er ein Schwert verborgen. Tief im Innern des Labyrinthes traf er auf Minotaurus, der sich sogleich auf sein Opfer stürzen wollte. Aber er hatte sich diesmal verrechnet. Theseus zog sein Schwert und erschlug nach heftigem Kampf das Untier. Nun lief er zurück. Das war für ihn nicht schwer. Er brauchte ja nur dem Faden nachzugehen. Glücklicherweise kam er an das Tageslicht, glücklich gelangte er wieder in seine Heimat.

Ob es nicht auch unter uns solche gibt, die in einem Labyrinth stecken und keinen Ausweg wissen?

Herbert zum Beispiel war in solch einen, schauerlichen Irrgarten geraten. Er sah keinen Ausweg mehr. Wenn er den Eltern „Gute Nacht“ gesagt hatte, lag er in seinem Zimmer stundenlang wach. Gestern war er von der Kriminalpolizei vernommen worden. Wie lange würde es noch gut gehen? Auf dem Nachhauseweg von der Schule quälte ihn der Gedanke: Heute werden die Eltern etwas gehört haben. Sollte er überhaupt noch heimgehen? Wäre es nicht besser, er ginge über die nahe Grenze?

So traf ich ihn. Unruhig gingen seine Augen hin und her. Er konnte mich nicht anschauen. Aber er war froh, daß ihn jemand ansprach. Ich sagte ihm auf den Kopf zu:

„Herbert, es stimmt etwas bei dir nicht!“

Von Schluchzen unterbrochen erzählte er mir dann: Kameraden hatten ihn in der Klasse mit schmutziger Literatur versorgt. Er konnte nicht genug davon kriegen. Heimlich verschlang er diese Hefte. Seine Phantasie quälte ihn. In der Dunkelheit fiel er Mädchen an. So wurde er ertappt und angezeigt. Nun würde er bald vor dem Richter stehen. Was sollte aus ihm werden? Seine Zukunft stand in Frage.

Am Verhandlungstage war ich mit ihm vor dem Gericht. Der Richter sah seine Not. Milde fiel das Urteil aus, um ihm einen Weg aus dem Labyrinth, in dem er sich verlaufen hatte, zu bahnen.

Ich habe Herbert gesagt, daß er es mit eigener Kraftanstrengung nicht schaffen würde. Dabei würde er sich immer mehr verlaufen. Aber auch für Menschen, die im Irrgarten der Sünde stecken und keinen Ausweg wissen, gibt es ein Seil, das sie hinausführen kann. Das ist Gottes Liebe.

Diese Liebe sucht uns und sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!“

STRICH DURCH!

Der englische Maler. Thornhill hatte den Auftrag erhalten, das Innere der Kuppel in der St. Pauls Kathedrale in London zu malen. Nach vielen arbeitsreichen Monaten hatte er einen Abschnitt dieses ehrenvollen Auftrages beendet. Nun schritt er auf dem Gerüst rückwärts, um zu sehen, wie die Bilder aus der Entfernung wirkten. Sein Auge fest auf die Malerei gerichtet, ging er so weit zurück, daß er bis an den Rand des Gerüsts gekommen war, ohne es zu merken. Noch einen halben Schritt weiter, und er wäre unweigerlich von der schwindelnden Höhe des Gerüsts auf den Steinboden der Kathedrale hinabgestürzt und verloren gewesen. Einer der Gehilfen des Malers, der mit ihm auf dem Gerüst arbeitete, bemerkte die schreckliche Gefahr und besaß die Geistesgegenwart, sofort einen Pinsel zu ergreifen und

über das nahezu vollendete Gemälde einen breiten Strich zu ziehen. Der Maler, außer sich vor Zorn, sprang vorwärts, um den vermeintlichen Frevler zurückzureißen. Sein Zorn verwandelte sich aber bald in Dank, als der Gehilfe ihm sagte:

„Herr, dadurch, daß ich die Malerei verdarb, habe ich Ihr Leben gerettet. Sie waren, ohne es zu wissen, bis an den äußersten Rand des Gerüsts getreten. Hätte ich gerufen, so hätten Sie sich vermutlich rasch umgewandt und dadurch das Gleichgewicht verloren. Ich hatte kein anderes Mittel, Sie zu retten, als das zu tun, was ich getan habe.“

Ein guter Freund von mir war vor dem Weltkriege bester deutscher Läufer über 800 Meter. Mehrere Länderkämpfe konnte er mitmachen. Sein Name stand in den Zeitungen, er war berühmt geworden. Wir alle bewunderten ihn. Er selbst war stolz, daß er es durch hartes Training so weit geschafft hatte.

Da kam der Krieg. Er wurde bald Offizier. Eines Tages mußten ihm beide Füße amputiert werden. Seine ganze Laufbahn war zerstört. Auf seinem Lager im Lazarett quälte ihn in allem Schmerz der Gedanke: was nun?

Kürzlich habe ich ihn wieder getroffen. Mühsam geht er an zwei Stöcken. Auf seinem Gesicht liegt ein Leuchten. Fassungslos schaue ich ihn an. Er aber kann mir erzählen, daß Gott wohl einen Strich durch sein Leben und seine Pläne gemacht hat, daß er aber dem Rufen dieses Gottes gefolgt ist, der ihn vor dem Sturz in den ewigen Abgrund bewahrt hat.

LANDEN ODER STRANDEN

Ich sitze im Aussichtswagen der Norwegischen Staatsbahnen. Wir wollen eine der schönsten Strecken Europas befahren. Draußen gleitet die Berglandschaft in ihrer ganzen Pracht an uns vorüber. Der Zugschaffner hat uns ein Reiseheft gebracht. Ich studiere die Fahrtstrecke und sehe unter den Anmerkungen, daß wir auch am Übungsgelände von Walter Scott vorbeikommen. Hier hat er einen Winter lang, bevor er zur Bezwingung des Südpols aufbrach, mit seiner Mannschaft trainiert. Ich denke an das Schicksal jener tapferen Männer, die ihren Wagemut mit dem Leben bezahlten und um ihren Sieg kamen. Da höre ich die Stimme im Lautsprecher des Wagens: „In 10 Minuten umsteigen zum Gudbrandstal!“ Menschen machen sich fertig im Abteil. Der Zug läuft in die Station ein. Im Aufbruch summt immer noch der Name: „Gudbrandstal“. Irgendwoher kenne ich den Namen. Ja; jetzt weiß ich es: Lars Olsen Skrefsrud!

Zwei Bilder aus dem bewegten Leben dieses Mannes haben sich vor langer Zeit tief bei mir eingepägt:

Im Gerichtssaal in Brumunddalen ist Termin. Von weither sind die Menschen gekommen. Dichtgedrängt schieben sie sich in den Sitzungssaal. Der kaum dem Knabenalter entwachsene Kupferschmied Lars Olsen Skrefsrud, Bauernsohn aus Lysgaart im Gudbrandstal, ist angeklagt, verschiedene Einbrüche im Zuge einer Straßenrevolte begangen zu haben. Umgang mit schlechten Menschen hatte ihn vor den Richter gebracht. Der Angeklagte leugnet seine Taten nicht. Nun erhebt sich der Richter und spricht hart:

„Lars Olsen, wer hat mitgeholfen?

Welche Leute waren dabei?“

„Ich bin, weder Anzeiger noch Spion! Ich bin der Schuldige! Verurteilt mich!“ stößt Lars hervor.

Nach langer Beratung des Gerichtshofes wird das Urteil gesprochen: „Vier Jahre Zwangsarbeit, die mit Erlaubnis der höchsten Instanz in Zellengefängnis abgebußt werden können.“

Lars Olsen sitzt zusammengekauert auf der Anklagebank. Er weiß: diese vier Jahre bedeuten für ihn langsames Zugrundegehen. Er, der Sohn der weiten Wälder, wird diese Zeit nicht

durchstehen.

Viele Jahre später.

Auf dem königlichen Schloß Amalienborg hat sich die königliche Familie versammelt. Gelehrte und Geistliche des Landes sind geladen. Sie alle wollen den berühmten Missionar Skrefsrud sehen und hören, der zum zweiten Male aus Santalistan in Indien zurückgekehrt ist. Man ist voll Spannung. Wie sollte es auch anders sein, wo alle größeren europäischen Zeitungen immer wieder Interessantes aus dem fernen Indien bringen. Vor kurzem wurde er sogar vom englischen König empfangen.

Schlicht und natürlich dankt Skrefsrud dem König für die Erlaubnis, vor ihm und dem Hofe reden zu dürfen. Und dann erzählt er von den Siegen Christi in Indien. Durch die schweren Seidenvorhänge wirft die Sonne nur gedämpftes Licht in den herrlichen Saal und auf die hohe Gestalt des Mannes, dem alle gespannt zuhören. Es ist eine der lichtvollsten Stunden, die man je auf Schloß Amalienborg erlebt hat. Hier leuchtet das Kreuz!

Als Skrefsrud schließt, dankt ihm lebhafter Beifall.

„Ist es wahr, daß Sie so viele Sprachen sprechen?“ fragt der König. „Wir haben gehört, daß Sie 42 Sprachen und Dialekte beherrschen.“

„Majestät“, antwortet der Missionar mit leichter Verbeugung, „die Hauptsache ist nicht, daß man viele Sprachen beherrscht; die Hauptsache ist, daß man etwas zu sagen hat, einerlei, in welcher Sprache man redet.“

Und alle fühlen es: dieser Mann hat etwas zu sagen.

Wir haben inzwischen die höchste Eisenbahnstation Norwegens erreicht. Ich schaue zu den Gletschern, die neben unserer Strecke steil aufragen. Und mich bewegt die eine Frage: Wie kam dieser junge Mann aus dem Zuchthaus nach Indien? Wie kam es in seinem Leben zu diesem Schritt?

Ein kleines Buch war die Veranlassung dazu. Auf seine Bitte hatte es ihm der Wärter in seine Zelle gebracht: eine Bibel.

Ihre Worte waren wie Dynamit. Sein hart gewordenes Herz wurde gesprengt. Ein heller Schein drang in seinen Kerker. Einer zog unsichtbar eine Linie durch die Zelle und streckte seine Hand Lars Olsen entgegen. Und an dieser Hand wagte er den Schritt über die Linie.

20

21

DER BETRUNKENE KRAFTFAHRER

Schon von weitem sah Fritz eine Menge Leute stehen. Er setzte sich in Trab und drängte sich durch die Menschenmenge. Nun sah er, was geschehen war: ein Lastwagen war gegen einen Laternenmast gefahren. Der schwere Wagen war völlig zerstört. Das Führerhaus war eingedrückt wie ein Kartenhaus.

Mit großen Augen schaute Fritz auf das traurige Bild. Hinter ihm flüsterten ein paar Leute.

„Wie ist das denn eigentlich passiert?“ fragte Fritz einen Mann. Und sofort hörten alle zu. Es schien, daß der Mann etwas Näheres wußte, denn er erzählte wichtig: „Der Kraftfahrer war sehr betrunken. Zwei Stunden hat er dort in der Wirtschaft gesessen. Als er losfuhr, sagte ich mir sofort: Das geht nicht gut! Und richtig - da haben wir es!“

Jetzt begann eine allgemeine Unterhaltung. Fritz hörte nicht mehr recht zu. Nur was eine einfache Frau neben ihm sagte, blieb ihm im Ohr hängen: „Ja, das ist schrecklich, wenn nicht der Richtige am Steuer sitzt!“

Das leuchtete Fritz ein. Ein Mann, der sich betrank, war ganz bestimmt nicht der Richtige, einen Wagen zu fahren.

Aber eigentlich gilt dieser Satz nicht nur für Lkws. Eigentlich gilt er auch für unser Leben. Es

gibt so viele junge und alte Menschen, die mit großen Vorsätzen und schönen Plänen ins Leben hinausfahren. Und eines Tages war alles vorbei, und ihr Leben war zerstört. Wie kam das? Es hatte nicht der Richtige am Steuer ihres Lebens gestanden. Man muß sich da wohl einmal ganz ernst fragen: Wer hat denn eigentlich das Steuer meines Lebens in der Hand?

Wahrscheinlich sagst du jetzt: Das Steuer meines Lebens halte ich natürlich selber in der Hand. Ich will mein Leben schon richtig festhalten und lenken.

Aber da muß ich dir klar und deutlich sagen: So ist es verkehrt! Du selbst bist eben nicht der Richtige, dein Leben zu lenken. Trotz aller guten Vorsätze bist du es nicht. Ein Mensch, der sein Leben selber in die Hand nimmt, gleicht jenem Auto mit dem betrunkenen Kraftfahrer. Wer sein Leben selber lenken will, der kommt auf eigene Wege. Diese eigenen Wege führen immer weiter ab von Gottes Wegen. Und sie enden schließlich im Verderben.

„Ja, aber . . .“, fragst du, „wenn ich selber nicht mein Leben lenken kann, wer soll denn das Steuer meines Lebens führen? Ich möchte doch auch gern, daß der Richtige am Steuer meines Lebens sitzt!“

Der einzig Richtige, der unser Leben wirklich recht lenken kann, ist der Heilige Geist Gottes. Wo der Heilige Geist in ein Menschenherz einkehrt und das ganze Leben unter seine Führung bringt, wird alles recht.

ICH WEISS NICHT, WOHIN GOTT MICH FÜHRT,
ABER ICH WEISS, DASS ER MICH FÜHRT
GORCH FOCK

GEFÄHRLICHE KRAFTPROBE

Auf der Nordseeinsel Borkum liegt ein transatlantisches Kabel, das mit schweren, starken Ketten verankert ist. Wenn die Ebbe kommt, wenn das Meer zurückweicht, liegen die Ketten unbedeckt auf dem Strande.

An einem Sonntagnachmittag spielen drei junge Männer dort auf dem Sandstrand, versuchen, die schweren Ketten zu heben, indem sie ihre Füße in die Kettenglieder stecken.

Wer kann die Kette am höchsten heben?

Das ist die Kraftprobe, um die es geht.

Plötzlich bleibt der Fuß des einen in einem Glied der Kette stecken. Die andern lachen und scherzen: „Nun bist du gefangen, nun mußt du ertrinken.“

Gemeinsam versuchen sie, den Freund zu befreien. Aber weder der Stiefel ist aus der Kette zu lösen, noch läßt sich der Fuß aus dem Schuh herausziehen. Von ferne kommt ein unheimliches Brausen. Immer näher tönt es in den Ohren der Jungen. Die Flut kommt!

In Todesangst arbeiten und ziehen sie. Aber umsonst! Der Fuß bleibt in der Kette. Die Wogen kommen näher. Die beiden müssen weichen, um sich selber zu retten. Über dem Einsamen in der Kette schlägt die Flut zusammen. Aus dem Spiel war bitterer Ernst geworden.

Ein Leben an der Kette ging zugrunde, und von diesem furchtbaren Geschehen reden die alten Insulaner noch heute.

Und doch hängen wir alle an der Kette, die uns nicht frei gibt: an der Schuld. Die Sünde schlägt über einem Menschen zusammen wie die Flut über dem Jungen in unserer Geschichte. Aber ich weiß ein Wort in der Bibel, das uns helfen kann:

Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei.

NICHT DEIN SCHIFFBRUCH
IST DAS SCHLIMMSTE, SONDERN

WENN DU DEN RETTUNGSGORTEL NICHT ERGREIFST



DAS WAR „VOR" ULM

Durch die Nacht ratterte der Zug, der die ausflugsmüden Schüler von ihrer Tagesfahrt nach Ulm nach Hause brachte. Was hatten sie alles erlebt: Die Fahrt - die Stadt - das Münster - den Aufstieg zum Turm mit über 800 Stufen - den Blick in die Weite - nachher das Bad in der Donau. Kein Wunder, daß nun alle schliefen. Still schritt der Lehrer durch den Gang, an den reservierten Abteilen vorbei. Am Ende des Ganges stutzte er. Eine offene Tür?

Hastig läuft er den Gang zurück, durchheilt die Abteile. Er zählt. Tatsächlich, einer fehlt! Nochmals geht der Lehrer in seiner Angst durch den Wagen, fragt, rüttelt einzelne wach. Ein Alpdruck legt sich ihm aufs Herz: Eberhard fehlt! „Wo ist Eberhard?"

Kein Fragen, kein Suchen half. Er begriff: Der Junge war - noch halb im Schlaf - aus dem fahrenden Zug gestürzt. Wahrscheinlich hatte er zur Toilette gewollt und dabei die verkehrte Tür geöffnet.

Der Lehrer zieht die Notbremse. Hart greifen die Bremsen an die Räder. Ein Stöhnen - der Zug steht. Verschlafene

Menschen kommen aus den Abteilen: „Was ist los?" Er schiebt sie beiseite. Rasch eilt er zum Zugführer. Er will den vermißten Jungen suchen. Wie wird er ihn finden? Tot? Schwer verletzt? Der Zugführer kommt mit. Die Männer hasten über die Geleise.

Da - eine Gestalt auf den Schienen! - Er ist es! Wunder. bare Rettung! Der Junge war in der Kurve aus dem Zug geschleudert worden und wie gezielt mitten in einem Heuhaufen gelandet. Unbeschädigt!

Der beglückte Oberlehrer kniet auf dem Bahnkörper mit dem Jungen nieder und dankt Gott. „Eberhard, vergiß es nie! Du bist am Tod vorbeigegangen. Nun lebe in dankbarer Treue ein neues Leben. Als ein Leben mit Gott, willst du?"

„Ja, Herr Lehrer." Eberhard war es ernst mit seiner Antwort.

Drei Wochen später wurde im Schülerheim eine große Dieberei aufgedeckt. Schüler hatten seit Wochen schon aus dem Vorratsraum Sachen gestohlen. Unter den Missetätern stand auch Eberhard. Der Direktor fragte in seinem Zorn:

„Ist das dein Versprechen, Eberhard?"

„Hältst du so Gott die Treue?"

Fest sah Eberhard den Lehrer an. „Ja, ich war dabei. Aber nur am Anfang. Das war ‚vor' Ulm. Seit - seit ‚Ulm' habe ich nicht mehr mitgemacht."

„Vor" Ulm und „nach" Ulm, das blieb für Eberhard die große Scheidelinie. Vorher hatte er gelebt wie alle anderen und auch allerhand mitgemacht. Jetzt aber, seit „Ulm", war alles anders. Er hatte in der Not des Todes Treue gelobt, und er hat sein Versprechen nicht mehr

vergessen.

NEUE AUGEN

Als es in Japan noch wenig Christen gab, lebte ein junger Mann dort, der sich hatte taufen lassen. Inmitten seiner heidnischen Umgebung sehnte er sich nach Gemeinschaft:

„Wie herrlich muß das sein, in einem Land zu leben, wo alle Menschen, die einem begegnen, Christen sind.“

Jahre später sollte sein Wunsch in Erfüllung gehen. Er konnte von Japan nach USA reisen. Das erste, was er vom neuen, dem christlichen Land sah, war ein gewaltiges vergoldetes Kreuz, das als Seezeichen die Ankommenden begrüßte. - Wie ihn das im Innersten packte! - Das christliche Kreuz über dem christlichen Land! Ganz bewegt betrat Utschimura zum ersten Mal christlichen Boden.

Und das erste, was er in dem christlichen Land erlebte, war, daß man ihm sein ganzes Gepäck stahl. Utschimura war wie vor den Kopf geschlagen. War denn so etwas möglich? War das Christentum der Christen denn Schwindel?

Neulich wurde ich auf einer Reise gefragt:

„Haben Sie die berühmten Glasfenster in unserer Kirche schon gesehen? Das müssen Sie unbedingt tun, ehe Sie weiterreisen!“

Während die Schlüssel geholt wurden, betrachtete ich von außen die hochgerühmten, herrlichen Glasfenster. Und da sah ich - von außen - dunkeltrübe, undeutliche Formen, voll Staub und Spinnweben.

Nein, das sollte was Herrliches sein?

Dann schloß man auf und ich trat ein. Welche Wandlung und Überraschung. Von innen betrachtet sah alles ganz anders aus. Die Sonne brach durch die Scheiben, und in ihrem Glanz leuchteten die farbenhellen wundervollen Bilder strahlend auf.

Mir ist das eine Lehre geblieben. Man muß, was man in der Bibel oder im Leben nicht versteht, von innen betrachten, nicht von außen. Du wirst noch oft Dinge erleben oder erfahren, die du nicht verstehst. Aber es wird nicht so bleiben. Wer dem Herrn der Welt begegnet, dem öffnet er das Auge, daß er sehen kann. Von innen sehen, nicht von außen. Was von außen dunkle, düstere Art schien, wird hell, wenn wir es von innen erkennen.

Der Japaner mußte betrogen werden durch „Christen“, damit er lernte, nicht an das „Christentum“ zu glauben, sondern an Christus allein.

Fragt sich nur: Wie kommt man hinein in diese rechte Schau?

Im Dom zu Naumburg ist eine Tür mit zwei Flügeln. Mitten in dieses Tor ist ein Kruzifix so eingebaut, daß die ausgestreckten Kreuzesarme rechts und links gerade über die Türöffnungen ragen. Darüber steht eine Inschrift, die alles besagt:

„Keiner kann hier herein
der nicht unter diesen Armen hindurchgeht.“

EIN UNBEWACHTER AUGENBLICK

Diese ausgestreckten Kreuzesarme sind die blutenden Arme des Erlösers. Keiner kann die Geheimnisse des christlichen Glaubens verstehen, der nicht unter die Arme des Heilandes von Golgatha tritt.

Das wirst du heute noch nicht ganz verstehen. Daran lernt man ein Leben lang.

MAN SIEHT NUR MIT DEM HERZEN GUT

Ein Gelehrter unternimmt eine Entdeckungsfahrt in die Berge. Eines Tages, als er nach

Steinen sucht, steigt ein großer Adler vor ihm in die Höhe. Mächtig hebt er seine Schwingen. Gebannt von der Schönheit und Pracht dieses stolzen Königs der Lüfte schaut er ihm nach. Höher und höher steigt der Adler, und dann zieht er, überflutet von goldenen Sonnenstrahlen, majestätisch seine Bahn. Plötzlich hält er im Flug inne. Unruhig schlägt er mit seinen Schwingen. Dann - der Professor hält den Atem an - stürzt das stolze Tier ab.

Der Gelehrte glaubt, daß der Adler ein Opfer erspäht und sich im Steilflug darauf gestürzt hat. Weil ihn das interessiert, geht er die kurze Wegstrecke bis zu der Stelle, wo er den Adler stürzen sah. Da liegt der König der Lüfte. Nicht bei einem Opfer. Regungslos!

Den Bergstock in der Rechten, pirscht der Professor sich heran. Aber der Adler rührt sich nicht. Dann findet er beim vorsichtigen genauen Nachsehen eine kleine Kreuzotter, festgebissen in der Brust des Adlers. In einem unbewachten Augenblick, als der Adler in der Sonne saß, hatte sich die Schlange an ihn herangemacht. Und dann, als er seinen Flug antrat, als er, der König der Lüfte, für unbesiegbar galt, da erreichte ihn der Todesbiß. Der Tod hatte ihn, da er noch nicht an ihn dachte, längst in seinen Klauen.

Ein unbewachter Augenblick - das war es auch bei Ralf.

Ich hatte abends in einer Dorfkirche gesprochen. Am Ausgang wartete eine Frau auf mich, die mich bat, in ihr Haus zu kommen. Nun saß ich in der guten Stube und hörte das Leid einer Mutter. Ihr einziger Sohn, der in der großen Stadt arbeitete, hatte den Eltern Kummer gemacht. Der Vater war vor Gram darüber gestorben. Die Mutter konnte sich gar nicht beruhigen, daß ihr Sohn nun im Gefängnis saß.

Wie war er dahin gekommen?

Er war ein hochbegabter Junge. Weil er der Einzige war, sorgten die Eltern unter großen Opfern für eine gute Ausbildung. Er fand in der Stadt, in der er lernte, viele Freunde. Sie schmiedeten immer neue Pläne, was sie in ihrer Freizeit beginnen konnten. Und das kostete Geld! Ralf schlug sich lange Zeit tapfer durch. Er wollte seinen Eltern Freude bereiten und vorwärts kommen. Er kam mit seinem Taschengeld schlecht und recht aus. Das merkten die anderen Freunde, und bald sollte er immer herhalten. Eines Tages war einer der Freunde in eine schwierige Situation geraten. Er hatte Schulden gemacht. Und nun sollte ihm Ralf helfen. Ralf hatte des öfteren im Geschäft die Ladenkasse bedient. Diese Gelegenheit bot sich eines Tages wieder. Als er sich unbeobachtet glaubte, wurde er zum Dieb. Die Sache kam bald heraus, und nun brach alles über ihm zusammen.

Seine Mutter, die ihn im Gefängnis besuchen kam, wollte er vor lauter Scham nicht sehen.

Das war ihr größter Schmerz. Nun bat sie mich, daß ich Ralf doch besuchen möchte.

Ich durfte zu ihm. Als wir uns in der Zelle des Gefängnisses gegenüber saßen, stöhnte er: „Nur dieser eine Augenblick! Wie könnte es jetzt anders sein, wenn ich nicht gestrauchelt wäre.

Der Vater tot! Ich kann es nicht ertragen, ich kann die Mutter nicht mehr ansehen. Wenn dieser eine Augenblick doch nicht gewesen wäre!“

Was ich ihm in der vergitterten Zelle gesagt habe?

„Ralf, Millionen Menschen werden mit ihren unbewachten Augenblicken nicht fertig.

Stündlich fallen Tausende in dieser Welt. Das weiß Gott. Und weil er all die Selbstvorwürfe und die Not der Menschen hört und sieht, darum gab er seinem Sohn die Liebe zu diesen verzweifelten Menschen ins Herz. Es gibt nur diesen Einen, der helfen kann, der vergeben kann. Ja, noch viel mehr! Dieser Eine will der Herr über die unbewachten Augenblicke werden.“

Zweifelnd sieht mich Ralf an. Ich fahre fort und sage: „Sieh, heute, wenn du wieder allein bist, dann falte doch die Hände, so wie es deine Mutter vor vielen Jahren bei dir tat. Und dann sage unserem Vater im Himmel deine Not. Er kann und wird dir helfen.“

Ralf hat den Rat befolgt und den gezeigten Weg beschritten. Er kann heute sagen:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.

DIE HERRSCHAFT ÜBER DEN AUGENBLICK IST DIE HERRSCHAFT ÜBER DAS LEBEN

IST DAS 'WAHR'?

Ein wetterharter Mann steht in einem spärlich mit Einrichtungsgegenständen versehenen Blockhaus auf Grönland. Jahrelang schon predigt er den mongolischen Stämmen der Eskimos Jesus Christus als den Heiland der Welt. Aber er erntet nur Ablehnung, Hohn und Spott. Einige wenige, die ihr Herz geöffnet haben, müssen von ihren Stammesangehörigen viel erdulden.

Da geht dieser seltsame Mann, Hans Egede hieß er, daran, das Evangelium in die Eskimosprache zu übersetzen. An einem Wintertag steht er wieder am Schreibpult und verdolmetscht die Passionsgeschichte. Da hört er vor seinem Haus das Brüllen und Johlen einiger Männer. Sie stürmen in seine Stube, reißen Stühle um, verstreuen Bücher über den Boden, spucken in die Ecken und treiben ihren Muts willen mit dem ernstesten Mann. Endlich haben sie sich ausgetobt und sitzen nun lächelnd auf der rohgezimmerten Bank, Getränke und Essen von dem Hausvater fordernd.

Der Missionar bringt, was er im Hause hat, und schmatzend und mit der Zunge schnalzend werden sie endlich stiller. Einige von ihnen machen es sich in dem warmen Raum gemütlich und schlafen ein. Nur ein durch seine Größe auffallender Häuptlingssohn nähert sich mit schweren Schritten dem Missionar, der sich wieder über seine Arbeit gebeugt hat.

„Was schreibst du da?“

„Ach, eine Geschichte, die du doch nicht hören willst.“ „Ich will sie aber doch hören, jetzt sofort!“

Der Häuptlingssohn droht dem Missionar, der nicht auf seine Bitte eingehen will, das Tintenfaß wegzunehmen oder es über die Arbeit auszuschütten. Nun sagt Hans Egede zu dem rohen Gesellen, der seine Drohung wahr machen will:

„Wenn du sie hören willst, dann setze dich auf die Bank. Ich will sie dir vorlesen.“

Der Missionar beginnt und ist bald so ins Vorlesen vertieft, daß er seine Umgebung vergißt. Er ist selbst aufs Neue zutiefst erschüttert von dem, was er hier in die schwere Sprache der Eskimos übersetzt hat. Er liest von den Wegen des Heilandes, von den Menschen, an denen er nicht vorübergehen kann und deren Not er lindern will. Er liest von dem Haß, der aufbricht, von der Verfolgung, von der Verhaftung, von der Verurteilung und von der Kreuzigung. Die Stunde auf Golgatha wird lebendig.

Hans Egede ist so in sein Lesen vertieft, daß er nicht merkt, welche seltsame Wandlung mit seinem Zuhörer vor sich geht. Als er geendet hat, schaut er auf und sieht den Eskimo mit Tränen in den Augen auf seinem Platz sitzen. Nun erhebt er sich und tritt zu dem Missionar. Er fragt ihn stockend und zaghaft: „Ist das wahr? Ist er wirklich für uns - auch für mich - gestorben?“

Jetzt kann Hans Egede ihm freudig antworten, und es wird still und licht über den beiden.

DER SPRUNG ÜBER DEN ABGRUND

Vor der Nordseeküste tobt ein schwerer Orkan. Alarmbereitschaft ist auf allen Rettungsstationen angeordnet. Der Rundfunk sendet seine Warnmeldungen über das Meer. Auf den Kommandobrücken der Schiffe stehen die Diensthabenden mit besorgten Gesichtern. Es ist der 28. November 1951!

Es dunkelte schon, als der englische Dampfer „T“ bei Borkum auf Grund lief. Schwere Brecher überfluteten das Schiff. Noch einmal ließ der Kapitän die Maschinen rückwärts laufen - ohne Erfolg. So gab der Funker das alte Seenotzeichen: SOS - save our souls! Daraufhin begann die Rettungsaktion der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, die zu den aufregendsten unserer Zeit gehört. Das kleine Rettungsboot „Borkum“ lief 25 Minuten später aus. Die Männer an Bord wußten, was auf dem Spiel stand. Noch bevor die „Borkum“ an die „T“ heran war, brach das Schiff unter der Wucht der Brecher auseinander. Dazu lag der Dampfer ungünstig auf der Sandbank. Die kleine „Borkum“ mußte unter Gefahr für Boot und Besatzung an das Wrack heranfahren. Dabei wurde sie von Wellen und Grundseen wild umhergeworfen. Beständig war sie in Gefahr, an dem Wrack zu zerschellen. Dann drehte sie wieder ab und nahm einen neuen „Anlauf“ unter dem Bug des Wracks hindurch.

Auf dem Deck des auseinandergebrochenen Schiffes standen Kapitän und Mannschaft, zerschlagen, durchfrozen, übermüdet, hoffnungslos. Als die „Borkum“ den zweiten Anlauf fuhr, erkannte der englische Kapitän die Absicht des Retters: über die wildbrandende See auf das Rettungsboot springen! Er erkannte die letzte Möglichkeit. Als erster sprang er über den brodelnden Abgrund, um seinen Männern Mut zu machen. Zwanzig Anläufe fuhr die „Borkum“, und dreizehn Mann der Besatzung retteten sich durch den Sprung über den Abgrund. Aber das waren nicht alle! Zwei Mann gingen verloren. Sie wagten den Sprung nicht.

SOS auf den Meeren des Lebens!

Manches junge Menschenleben ist auf Grund gelaufen. Es versucht unter Aufbietung aller Kräfte „flott“ zu werden. Aber es gelingt nicht. Es zerbricht wie der englische Dampfer „T“. Ein ungeheurer Abgrund tut sich auf.

Auch Gott fährt seine Anläufe zur Rettung der Menschen. Der Glaube an ihn ist wie ein Sprung, ein Wagnis inmitten eines bedrohten und verlorengehenden Lebens.

Hilfe gerufen hatten sie auf der „T“ wohl alle. Aber gerettet wurden nur die, die den Absprung wagten.

Laßt uns den Sprung wagen über die Zweifel, über die zerstörenden Mächte in dieser Welt, über den brodelnden Abgrund, der sich vor uns auftut, und laßt uns in das rettende Boot springen, das Gott uns sendet.

Ein Theologieprofessor hat gesagt: Der Glaube - das ist der Sprung über den Abgrund - ist eines Mannes kühnste Tat.

RUHIG INMITTEN DER WOGEN

Kürzlich hatte ich in der alten Inselkirche auf Borkum Taufe. Auf die Taufbescheinigung drückte ich das alte Siegel der Borkumer und dabei entdeckte ich die Inschrift: „Tranquillus mediis in undis.“ Ruhig inmitten der Wogen. Dann zeigt mir der Inselpastor seinen neuen Kirchsaal. Ein riesiges Gemälde hängt an der Wand. Man sieht in stürmischer See ein schwer kämpfendes Boot, die „Annemarie“ von Borkum. „Die Männer des Bootes auf jener Fahrt wußten etwas von unserer alten Losung“, sagte der Pastor. „Sie gehörte zu ihrem Leben und Sterben.“

Nun saßen wir im stillen Studierzimmer. Ich sollte die Geschichte der „Annemarie“ und ihrer Besatzung hören. Einer der Borkumer Pastoren hatte sie aufgeschrieben.

Im Jahre 1931 war es. 14 Männer und Jungen wurden in einer Nacht von den Wellen dahingerafft. Sie hatten nicht damit gerechnet, als sie fröhlich die Turnfahrt mit der „Annemarie“, dem seecerprobten Segelboot, nach der Insel Juist antraten. Sie wollten die alte

Seemannslust, mit vollen Segeln am Wind über das Meer fahren, einmal wieder recht auskosten! Wollten auf der Schwesterinsel das Können der ersten Turnriege des Heimateilands erneut unter Beweis stellen, dann zu Frau und Kind, zu Vater und Mutter heimkehren. So war es schon manches Mal gewesen, so sollte es auch jetzt wieder sein. Und es wurde auch so. Nur das letzte sollte sich nicht erfüllen.

Es waren Stunden froher Kameradschaft, die man miteinander verlebt hatte. Die Stunde der Abfahrt kam. Zwar wehte eine steife Brise, und die Wellen standen hoch und breit. Was machte das aber, wenn man sich auf den Schiffer, der 40 Jahre das Meer befuhr, verlassen konnte. Er kannte die Tiden und den Wind, die Sandbänke und die Gatts. In wenigen Stunden würde man in den Hafen der Heimatinsel einlaufen.

Das war eine feine Fahrt bis an den Memmert-Sand! Viel schöner, als wenn man bei spiegelglatter See mit hängenden Segeln dahintrief.

Doch die Böen werden heftiger. Man nimmt eigentlich bei den Spritzern schon mächtig viel Wasser über. Holla, das Boot neigt sich bei dem letzten Windstoß tüchtig leewärts. Ruhig steht der Schiffer am Ruder. Nein, wenn Gefahr wäre, müßte man es doch an seinen Mienen ablesen können.

Eigentlich ist das Wetter miserabel. Regenböen klatschen einem ungemütlich ins Gesicht. Kaum, daß man dabei jenseits der Brandung Memmert-Sand mit dem Häuschen für den Inselvogt erkennen kann. Ob er uns wohl beobachtet? Wenn ja, dann wird er froh sein, daß er bei diesem Wetter in seiner behaglichen Stube sitzen kann.

Was brummt da eigentlich in das Tosen der Wellen, in das Sausen des Windes hinein? Ah, es ist der Motor, den der Schiffer angestellt hat. Er will also auch möglichst schnell vorwärts.

Der Wind frischt immer mehr auf. Das könnte bald Windstärke 6 sein.

Nun geht es in das Hake-Gatt. Dort ist die Meyer-Lori-Platte. So nennen sie die Schiffer nach dem dunklen Geschehen, das sich dort vor einigen Jahren abspielte. Man fand damals eine weibliche Leiche. Wie schnell man doch so etwas vergißt. Das ist ein Gewirr von Schaumkronen jetzt um uns her. Sie zeigen die zahlreichen Untiefen hier an. Der Schiffer kennt dieses Gewirr. Er weiß, wie hoch das Wasser um diese Tidenzeit hier und dort steht. Was war das für ein Ruck? Sollten wir doch aufgefahren sein? Der Motor brummt auch nicht mehr. Was ist das, wir machen ja keine Fahrt mehr. „Festhalten!“ ruft einer. Schon wälzt sich von achtern eine Welle heran. Man atmet noch. Wahrhaftig, wir sitzen fest. Es ist fallendes Wasser. Man kann aus dem Boot auf eine Sandbank waten.

Für einige Stunden ist man hier sicher. Nun sieht man es an dem Gesicht des Schiffers, wie ernst die Lage ist. Alle sind auf die Sandbank gegangen. Sie wissen, daß es fast unmöglich ist, daß Rettungssignale von hier gesehen werden. Aber man hat auch nichts, womit man ein Zeichen geben könnte. Die Streichhölzer sind so naß, daß sie nicht zünden.

Die Gedanken gehen nach Hause. Dort ist der Leuchtturm. Man hat seine Strahlen so manchen Abend leuchten sehen. Nicht einmal aber mit solchen Gefühlen wie in dieser Nacht. Dort, wo er steht, ist Sicherheit, Land, Geborgenheit. Ach, wenn doch die Strahlen eine Brücke bildeten! Man könnte dann auf ihr in wenigen Stunden nach Hause eilen!

Und dazwischen klingt es wie so manchem Sohn der Insel, der in Meer und Wellen zum Sterben sich schickte, als Mahnung: „Tranquillus mediis in undis.“ Das steht doch in der Kirche. Man denkt an Gott. Sollte es wahr werden, was ja eigentlich nicht anders sein kann, daß hier in wenigen Stunden das Leben verströmt; was ist es dann mit dem Jenseits, mit Gott? Und sie denken doch alle an ihn. Es war ja manches, was im Leben an andres denken ließ. Jetzt wollen die Gedanken nicht von ihm los. Da, bei dem einen, dem blonden Jungen, kommt ein Singen über die Lippen. Alle fallen ein. "Großer Gott, wir loben dich, Herr, wir preisen deine Stärke..." Das Meer braust dazu, der Sturmwind heult. Grauenvoll, unheimlich brechen

die Urgewalten der Elemente auf dieses Menschenhäuflein herein. Gottes Odem weht ihnen entgegen. Keiner schämt sich vor dem anderen, zu zeigen, daß er ihn spürt. Nun werden die Herzen zum Sterben bereit.

Bereit! Doch die Liebe zum Leben ist stark. Die Hoffnung, daß die Rettung kommt, bleibt. Das Wasser steigt. Schnell ins Boot! Nun sitzen sie und warten, ob nicht eine Welle das Boot flott macht. Aber es ist, als würde es von Mächten der Tiefe festgesogen. Mit der Flut wird der Sturm immer heftiger. Die Wellen werden immer bedrohlicher. Die Nacht wird immer schwärzer. Sie kauern sich zusammen, sie halten sich aneinander. Der Kajütenaufbau wird durch eine besonders starke Welle weggerissen. Diejenigen, welche die Augen zuerst wieder öffnen können, sehen, daß zwei von ihnen nicht mehr im Boot sind.

Unendlich lang ist die Nacht, unheimlicher Schrecken voll. Das Meer greift immer wieder nach jedem von ihnen.

Es ist halb vier Uhr. Einer ist im Sommer Rettungsschwimmer am Badestrand. Er hat schon manchen Kampf mit dem Meer bestanden. Ihm verdanken schon einige ihre Rettung. Er wagt die letzte Möglichkeit. Er geht ins Wasser, um an den Strand von Memmert hinüber zu schwimmen. Durch diese Brandung dort? Und er wagt es doch! Auf Memmert sind Boote. Dort ist ein Fernsprecher. Man kann Hilfe holen. Noch ein anderer kommt ihm nach. Sie bleiben zusammen, um einander nahe zu sein. Sie schwimmen und kämpfen. Sie waten und treiben.

Unerhört sind die Anstrengungen. Schon ist der Strand zum Greifen nahe. Da muß ein Freund erkennen, daß er dem Freund nicht mehr helfen kann. Übermenschlich fast ist dieses Ringen. Da fühlt der Rettungsschwimmer Boden unter den Füßen. Er kann noch eben seine Meldung machen, dann bricht er zusammen.

Einer ist auf dem Boot geblieben, der hat hünenhafte Gestalt und männliche Kraft. Er hält die Jungen mit seinen starken Armen umklammert. Er zwängt die Beine irgendwo am Schwertkasten fest. Immer mehr Opfer holt sich das Meer. Die meisten sind schon zu entkräftet, um noch länger Widerstand zu leisten. Als letzter verläßt er das Boot. Nach einiger Zeit des Treibens auf den Wellen wird er angerufen. Man wirft ihm eine Leine zu, man zieht ihn in ein Boot.

Vier wurden gerettet. Einer von ihnen, der hinüber geschwommen ist, hat seit jener Nacht graue Haare.

Still bin ich am Strand und durch die Dünen nach Haus gegangen. Ich schaute über das weite Wasser, und ich dachte in meinem Herzen, wenn es doch in meinem Leben so wäre:

Tranquillus mediis in undis

Ruhig inmitten der Wogen.

DAS LEUCHTFEUER

Mit einigen Freunden waren wir auf der Nordsee-Insel Juist, als uns eines Tages der Übermut packte. Zu unserem Badestrand gehörte ein Rettungsboot. Es lag immer bereit, um Leute aus unserem Erholungsheim, die sich zu weit ins Meer hinaus gewagt hatten, wieder zurück zu holen. Wir kamen vom Baden und sahen das Boot. „Wir fahren heute mal nach Norderney“, sagte einer.

So kam es, daß wir nach dem Mittagessen zu dritt an den Strand marschierten. Schnell hatten wir das Boot auf den Rädern ins Wasser geschoben, und nun blieb uns nichts anderes übrig, als unsere große Angeberei: wir fahren nach Norderney - wahrzumachen. Aber wir waren ja junge, mutige Burschen!

So schaukelten wir auf der ungewohnten Brandung und hatten tüchtig aufzupassen, daß wir von den Wellen nicht wieder an den Strand geworfen wurden. Wir fuhren dahin und ahnten

nicht, was noch alles kommen sollte. Wir Landratten wußten ja nicht, daß das Meer zwischen den Inseln sein mutwilliges Spiel treibt. Unser am Strand so großes Boot glich nur noch einer Nußschale, die bald oben auf den Wellen, bald unten in einem Wellental tanzte. Wir ruderten fort und fort!

Und mitten in unsere verzweifelten Anstrengungen hinein sagte der dritte Mann: „Ja, aber wenn wir nun umkippen? Ich kann nicht schwimmen!“ Auch das noch. Mein Freund warf ihm eine Schwimmweste zu, die im Boot war. Er band sie sich um, und wir warteten darauf, daß das Boot kentern würde. Wir hatten ausgemacht, uns von der Brandung ans Land tragen zu lassen.

Plötzlich sagte einer: „Seht, da drüben scheint es ruhiger zu sein. Dort gehen die Wogen nicht so hoch!“ Das war ein Lichtstrahl für uns! Wieder packten die aufgerissenen Hände die Ruder. In die aufgeplatzten Blasen drang das Nordseewasser - aber was machts, wenn drüben die Rettung winkt? Und tatsächlich kamen wir in ruhiges Wasser. Vor uns lag Norderney. Bald waren wir am Strand.

An das, was hinter uns lag, wollte keiner mehr denken. Was waren wir doch für tapfere Kerle! Und jeder mochte sich schon zurechtlegen, was er den Kameraden erzählen wollte. So mit einer Handbewegung: „Ach, Kleinigkeiten!“ Aber - ob wir wollten oder nicht, wir mußten zurück. Man würde uns sowieso schon erwarten. Ja, vielleicht würde man die Insel anrufen und uns festhalten. Deswegen also - los!

Jetzt wollten wir schlauer sein und die Wattseite der Insel anrudern. Es war schon kühl geworden. Unsere Hände schmerzten. Aber wir hatten es ja so gewollt. So blieben wir tapfer - bis es dämmerig und bald ganz dunkel wurde. Da hörte alle Großtuerei auf. Und eins hatten wir vergessen: Ebbe und Flut! Wir ruderten drauflos, bis plötzlich einer ausrief: „Wir sind da! Fühlt doch mit dem Ruder! Ich habe Grund!“ Ja, Grund war da, aber noch nicht das Land. Wir waren auf einer jener Sandbänke vor den Inseln, die nur bei Ebbe heraustreten. Was nun? Wir kletterten aus dem Boot und schoben es an der Sandbank entlang. Unheimlich lang schien sie zu sein! Ja, und zu guter Letzt: Wo lag eigentlich Juist? Keiner wußte es mehr. Um uns her war nichts als Wasser und Dunkelheit. Wir waren ratlos, dem Verzweifeln nahe. Wenn wir nun nicht heimkamen? Dann würde man an unsere Eltern schreiben: Jungen von Bootsfahrt nicht zurückgekommen.

Die Flut wird steigen. Und wenn unser Boot inzwischen im Sand stecken blieb? - Wo ist Juist?

Da, was war das? Ein Strahl über dem Meer! Der Leuchtturm! Dort drüben - und da auch einer! Wir kannten die Lichter. Das war Norddeich, das war Borkum. Richtig, dann mußte dort Juist liegen. Aufatmend kletterten wir wieder in das Boot. Wie hatten wir nur das Leuchtfeuer, das wir immer bewundert hatten, vergessen können!

Wir kamen heim. Das Leuchtfeuer hatte uns in dunkler Stunde den Weg gewiesen.

Es KOMMT NICHT DARAUF AN,
WIE DER WIND WEHT, SONDERN
WIE DU DIE SEGEL SETZEST.

ICH WEISS, WOHIN ICH GEHE

Hans Eisenberg war ein richtiger Junge. Wie oft hatten Vater und Mutter gesagt: „Hans, Hans, wo soll das hinführen!“ Aber Hans konnte gar nicht anders. Wenn es irgendwo einen Streich auszuhecken galt, war er bestimmt dabei.

Nun standen die Sommerferien vor der Tür. Hans wollte mit an die See zu einer Jungenfreizeit. Was sollte dort nicht alles unternommen werden! Wenn es doch schon so weit wäre! - Aber auch die längste Wartezeit geht vorbei, und endlich waren sie auf Borkum. Die

Freizeit berührte Hans merkwürdig. Morgens zogen kleine Gruppen - auch er gehörte zu einer - in die Dünen und hatten das Neue Testament bei sich. Daraus wurde ein Abschnitt gelesen, und der Gruppenleiter sprach mit ihnen darüber. Hans wurde irgendwie gepackt. Er merkte, daß da eine Stimme war, die zu ihm redete. Diese Stimme aber wollte er nicht laut werden lassen. Er merkte, daß dann sein junges Leben doch würde anders werden müssen.

In der freien Zeit wurde viel herumgetollt. Wie oft war schon gesagt worden, daß niemand auf die flachen Dächer des Heimes klettern dürfte. Die Pappe würde durchgetreten, und bei schlechtem Wetter regnete es dann in die Säle und Stuben. Aber das Verbot machte diese Dächer für Hans noch verlockender!

Eines Mittags kommt die Schar aus dem Speisesaal. Da sticht Hans der Hafer. Oben auf dem Dach des Speisesaals tanzt er herum. Er will sich vor den andern zeigen! Aber ehe er sich versieht, stürzt er ab und bricht sich den Fuß. Im Krankenhaus bekommt er einen mächtigen Gipsverband. Am Abend wird er ins Erholungsheim zurückgebracht.

In den nächsten Tagen sieht man ein merkwürdiges Bild. Zwei Jungen tragen Hans zwischen sich. Die Arme hat er um ihre Schultern gelegt. So geht es hinauf in die Dünen -zur Bibelarbeit. Und wenn die andern an den Strand ziehen, dann liegt Hans irgendwo allein. Er kann ja nicht mehr mitmachen. Und wieder ist in seinem Innern die Stimme da. Es redet einer mit Hans Eisenberg.

Einmal komme ich an ihm vorbei. Er bemerkt mich nicht. Da sehe ich das schwarze Büchlein in seiner Hand. Dann sitze ich von ungefähr einmal bei dem Jungen. Von fern hören wir das Spiel der Kameraden. Und wir sprechen über die große Stimme, die uns auffordert, den Schritt zu tun hin zu Gott.

Nach vier Wochen fahren wir in die Heimat zurück. Der Gipsverband bei Hans war fort. Er selbst aber war ganz anders geworden.

Das tägliche Leben hatte uns alle wieder unserer Arbeit nachgehen lassen. Da kommt eines Tages der Vater von Hans und bringt mir die Nachricht, daß dieser im Krankenhaus liege. Ich möchte ihn doch besuchen. Am nächsten Tag komme ich von meiner Arbeit nicht fort. Und als ich ihn dann besuchen will, laufe ich erst in ein falsches Krankenhaus. Als ich endlich bei ihm ankomme, steht die Mutter mit blassem Gesicht auf dem Gang des Krankenhauses. Ich frage nach Hans. Ja, Hans ist vor wenigen Minuten heimgegangen. Ich kann es gar nicht fassen, daß dieser sprudelnde Junge, der über Tische und Stühle ging, nicht mehr da sein soll. Er hatte die Operation nicht überstanden. Ich suche nach einem Trostwort für die Mutter. Ich kann aber kaum sprechen, so packt mich der Tod des Jungen. Die Mutter erzählt von seinen letzten Minuten. Er hatte ihre Hand gepackt und gesagt: „Mutter, eins mußt du mir versprechen. Wenn ich jetzt von euch fortgehen muß, dann darfst du nicht weinen. Sieh mal, Mutter, ich weiß ja, wohin ich gehe.“ Als die Mutter ihn fragend anschaute, sagte er: „Ja, ich gehe zum Heiland, zum Herrn Christus.“ So war er eingeschlafen.

Ich aber bin still nach Hause gegangen. Ja, Hans konnte so sterben, dachte ich.

Er hatte sich für Christus entschieden.

DIE WELT KANNST DU NICHT
ZUR RUHE BRINGEN,
ABER DEIN HERZ
W. GOES

SO ODER SO

Horst hatte seinen Willen durchgesetzt. Er brauchte nach der Konfirmation nicht im Heimatort in die Lehre, sondern kam in die Großstadt. Wie er sich freute, daß es von Hause fortging! Dann würde endlich das ewige Ermahnen der Eltern ein Ende haben. Die besorgten

Eltern gingen zum Ortspfarrer, und der nannte ihnen die Adresse eines Jungenkreises in der Stadt. So kam Horst bei uns an.

In den ersten Wochen war er regelmäßig in den Zusammenkünften der Gruppe. Das Heimweh mochte ihn doch wohl in der neuen, ungewohnten Umgebung plagen. Er fand auch Freunde bei uns. Aber es konnte uns nicht verborgen bleiben, daß er von Christus nichts wissen wollte. Er liebte wohl den Kreis der Jungen. Der ständige Umgang hinterließ auch seine Spuren. Es kam ein Abend, da fragte er: „Was muß ich denn tun, um ganz dabei zu sein?“ Als er die Forderung hörte, den Schritt über die Linie - hin zu Christus - zu wagen, da blieb er aus. Er wollte nicht!

So suchte er sich andere Freunde. Und er fand sie bald. Vom Geschäft her kannte er sie schon. Sie hatten ihn immer mitschleppen wollen, er aber hatte es bisher nicht gewagt. So kam es denn auch, daß es zum ersten Mal mit seinem Geld nicht stimmte. Er bat in einem Brief die Eltern um Geld - und belog sie dabei! Diese, die ihrem Jungen restlos glaubten, schickten ihm alles, was er wollte. Weil es nun einmal gut gegangen war, versuchte er es immer wieder. Ich traf ihn einmal und hielt ihm diese Dinge, die ich von den Eltern gehört hatte, vor. Da sagte er nur: „Ich kann nicht anders. Da sind Stimmen in mir, auf die muß ich hören.“

Die neuen Freunde hatten mit Horst in den Ferien eine Radfahrt geplant. Es sollte an den Rhein gehen. Die Eltern, die sich schon auf die Ferien mit Horst gefreut hatten, wurden vertröstet.

„Ich möchte doch etwas von Deutschland sehen. Alle dürfen, bloß ich nicht“, so schrieb er. Und wieder gaben die Eltern nach. Horst durfte fahren.

Nach Tagen kamen die Jungen an den Rhein. Hier war es schön! Das Geld aber schwand bedenklich dahin. Die Freunde halfen Horst aus, und Horst versprach, es ihnen zu Hause gleich wiederzugeben. Das Dumme war nur, daß Horst nur acht Tage Urlaub hatte. Dann mußte er zurück an seine Arbeitsstelle. Die Freunde konnten länger bleiben. Sie hatten aber bei der Abfahrt versprochen, mit ihm zurückzufahren.

Morgen mußte Horst nun zurück, wenn er pünktlich da sein wollte. Nun galt es, Abschied zu nehmen. Da stürmten die anderen auf ihn ein: „Horst, du willst doch wohl jetzt nicht zurück? Jetzt kommt ja erst das Schönste! Du gibst einfach an, du seiest krank geworden. Auf die paar Tage wird es schon nicht ankommen!“ Horst wollte nicht. Aber die Freunde ließen nicht locker. Sie beredeten ihn. Und in der Nacht stürmten die Stimmen auf ihn ein. Er suchte sie zu vertreiben. Aber er kam nicht dagegen an. Es war wieder wie damals: „Ich kann nicht!“

So lief alles seinen Gang. Horst blieb. Nach ein paar Tagen wollten ihm die Freunde kein mehr Geld leihen. Er trennte sich von ihnen. So landete er auf der Polizeiwache. Die Eltern waren erstaunt, als sie benachrichtigt wurden. Sie glaubten ihren Jungen längst wieder an der Arbeit. Telegraphisch schickten sie Geld, und er konnte losfahren. Aber anstatt die Bahn zu benutzen, nahm er das Geld, verjubelte es und fuhr mit dem Rad.

Sein Lehrherr war erzürnt; er wollte von so einem Lehrling nichts mehr wissen. Nach vielem Zureden entschloß er sich, es noch einmal zu versuchen. Horst verließ die Freunde und kam wieder zu uns. Und wieder redete Christus mit ihm!

Horst hörte. Aber die anderen Stimmen kamen und übertönten die eine. Und wieder sagte er: „Ich kann nicht!“

Immer wieder stand die Forderung vor ihm: Mir nach – über die Linie! Verlaß alles andere! Doch Horst konnte sich nicht von allem anderen trennen und verließ uns. Längst ist er dunkle Wege gegangen. Sein Lehrherr hat ihn aufgegeben. Was wird aus ihm werden? Seine Eltern verzweifeln. Alle Bitten schlägt er in den Wind: er will nicht über die Linie!

ANS ZIEL KOMMT NUR,

WER EINS HAT

Es GESCHAH IN PARIS

Auf dem Friedhof eines der verkommensten Viertel von Paris liegt ein junger Mann begraben. Auf seinem Grab steht ein kleiner Stein mit der Inschrift: „Tarzisius stirbt, aber er ergibt sich nicht!“

Dieser Junge hieß Albert. Sein Vater war ein Einbrecher. Im Konfirmandenunterricht erzählte der Pfarrer Albert die Geschichte von dem jungen Christen Tarzisius, der zur Zeit der frühchristlichen Märtyrer seinen Glaubensbrüdern im Gefängnis, die am nächsten Tage sterben mußten, die geweihte Oblate bringen wollte. Er trug seinen kostbaren Schatz in einem Tuch auf der Brust. Unterwegs zum Gefängnis wurde er überfallen. Ein abtrünniger Christ hatte ihn den Heiden verraten und forderte die Volksmenge auf, dem jungen Christen seinen Gott zu entreißen. Tarzisius aber sprach fest und unerschrocken zu den Angreifern, die ihn überwältigt hatten und ihm die Oblate entreißen wollten: „Ich kann nicht - ich darf nicht - ich trage ja meinen Gott.“

Unter dem Jochen der entmenschten Menge wurde er zu Tode getrampelt.

Albert rüstete sich zur Konfirmation. Der Tag wurde mit der Feier des Heiligen Abendmahls beschlossen. Auch Albert erhielt die Oblate und den Wein. Er feierte diesen Tag ganz allein. Sein Vater war erst wenige Tage vorher aus dem Zuchthaus entlassen worden. Die Mutter war vor Gram und Elend gestorben. Nach der Feier ging Albert nach Hause. Hier erwartete ihn seine große Prüfung. Der Vater, der mit einigen Komplizen schon neue Pläne gemacht hatte, forderte seinen Jungen auf, am Abend, an dem ein schwerer Einbruch geplant war, als „Warner“ Posten zu stehen. Doch Albert erklärte mutig: „Ich kann nicht, ich darf nicht, Vater!“

Da verfluchte der Vater den Pfarrer, der seinen Jungen verdorben habe, und erschlug in seiner Wut den eigenen Sohn. Nachbarn holten den Geistlichen, der sofort herbeieilte. Sterbend sagte Albert: „Herr Pfarrer, es ist alles in Ordnung, ich habe ihn nicht ausgeliefert.“

Nachbarn ließen ihm jenes kleine Denkmal auf sein Grab setzen, auf dem die Worte stehen: „Tarzisius stirbt, aber er ergibt sich nicht!“

EINE GANZE SACHE

Waldemar wohnt in einer kleinen Stadt am Harz. Gleich gesinnte findet er dort nicht. Aber nun hat er gehört, daß in einem kleinen hessischen Dorf junge Menschen zu einer Freizeit zusammen kommen. Da packt ihn die Sehnsucht, und so kommt er zu Ostern mit seinem kleinen Motorrad über die trennenden Berge hinweg zu uns gefahren.

Jetzt war er da. Warm berührte ihn der ganze Ton, die ganze Gemeinschaft im Pfarrhaus! Am ersten Osterabend - ich hatte im Gottesdienst über das Wort gesprochen: „Der Herr ist auferstanden - er ist wahrhaftig auferstanden“ -saß er bei mir im Zimmer. Der Auferstandene hatte mit ihm geredet und ihm seine Forderung gestellt, und die hieß einfach: „Her zu mir über die Linie!“

Waldemar erzählte, und ich verstand ihn gut. Er hatte es nicht leicht in seiner Umgebung. Wenn er mit dieser Forderung ernst machte, würde er heimatlos im eigenen Elternhaus. Vater und Mutter glaubten nicht an Christus. In seiner Klasse - er war Primaner - würden sie über ihn herfallen und ihn glatt für verrückt erklären. Wie konnte man sich nur an eine so ausgefallene Idee hängen! Dann sprachen wir miteinander davon, daß der Herr Jesus uns nicht verheißen hat, daß wir in einer großen Schar leben, wohl aber, daß wir in der großen

Einsamkeit unseres Christseins fröhlich unseren Weg gehen können.

Waldemar mußte wieder abfahren. Als er mir die Hand zum Abschied reichte, sagte er nur: „Ich will es versuchen.“ Und dann fuhr er zurück in seine Heimat.

Bald sollte er auf die Probe gestellt werden. Eine große Versammlung war angesagt, an der auch seine Klasse teilnahm. Der Redner des Abends versuchte den Zuhörern mit vielen lauten Worten klarzumachen, daß der Glaube an einen Gekreuzigten in unserer Zeit doch wohl niemand helfe. Wie könne einer, der sicherlich allerlei Gutes und Schönes vollbracht hätte, aber dann am Schandpfahl endete, die Menschen aus ihrer Qual erlösen! Ja, wenn dieser Mann wahr gemacht hätte, daß Legionen ihm zur Verfügung stünden. Aber diese Legionen seien ja nicht gekommen, um ihn zu befreien. Nein, mit einer solchen Sache wolle man heute nichts mehr zu tun haben! Und dann fuhr er fort: „Es ist doch sicher keiner mehr in diesem Saal, der ernstlich noch an diese Sache glaubt!“ Der Redner war sich seines Sieges gewiß. Unter den Zuhörern sitzt Waldemar. Er meint ganz deutlich die Forderung seines Herrn zu hören: Her zu mir - wer den Mut hat! Unwillkürlich muß er an die Geschichte eines jungen Inder denken, die er neulich gehört hat.

Dieser junge Inder gehörte der vornehmsten Kaste seines Landes an und besuchte eine Missionsschule. In einer Stunde, da der Missionar ihnen Neue Testamente zum Lesen gegeben hatte, warf er sein Testament zerrissen dem Missionar vor die Füße. In der Nacht lag er lange wach, und seine Tat reute ihn. Es war ein letzter Widerstand gegen den König Jesus Christus gewesen. Er konnte nicht mehr gegen ihn an. Sein Entschluß war gefaßt: „Ich werde Christ.“ Als er zu seinem Vater davon sprach, stieß er auf ein Kopfschütteln. Er verlegte sich aufs Bitten. Der Vater deutete ihm an, welche Schande auf die Familie fallen würde, wenn er Christ würde. Nein, er dürfe nicht! Der erregte Vater schloß mit den Worten: „Dann bist du mein Sohn nicht mehr!“ Tage vergingen; der Familienrat jener vornehmen Familie kam zusammen, um über den Entschluß des jüngsten Sprosses zu beraten. Man war sich darüber einig, daß es nicht geschehen durfte.

Wenig später erhielt der junge Inder eine Einladung seines Oheims, auf dessen Schloß zu kommen. Er wurde festlich empfangen. Alles stand zu seiner Verfügung. Man zeigte ihm, daß er einmal Erbe dieses reichen Besitzes sein würde. Eines Abends fordert ihn der Oheim auf, ihn zu begleiten. Durch weite Gänge führt der Weg, tiefer und tiefer geht es in das Schloß hinein, längst sind die Diener auf einen Wink des Onkels zurückgeblieben. Vor einer schweren Tür, tief unten im Gewölbe, machen sie halt. Im Raume selbst werden Fackeln entzündet. Kisten und Truhen stehen an den Wänden. Der Oheim schließt eine nach der anderen auf und packt den Inhalt - Gold und abermals Gold - aus und legt ihn vor die Füße des Jungen. Der ist geblendet von diesen nie gesehenen Schätzen. Er begreift, daß er vor einem der reichsten Männer steht.

Jetzt endlich bricht der Oheim das Schweigen: „Dies alles ist dein, wenn du kein Christ wirst.“ Bestürzung malt sich auf dem Gesicht des Jüngeren. Was soll er anfangen? Er sieht das Werben in den Augen des Oheims, aber auch das andere sieht er, jenes kleine Wort, das er am Morgen in seinem Testament gelesen hat: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert.“ Das gibt ihm seine innere Haltung zurück. Er schüttelt nur den Kopf. Der Oheim weiß: Jetzt ist nichts mehr zu machen; er spürt aber auch zum erstenmal in seinem langen Leben, daß Christus mehr Macht hat als alles Gold der Erde.

Zu Hause wird dem Jungen bei seiner Rückkehr eröffnet, daß er fort muß. Die letzte Nacht darf er nicht mehr im Elternhaus schlafen. Vor der Tür wird ihm die Matte hingelegt. Dann bekommt er noch einmal zu essen. Und das letzte Essen, das ihm sein Elternhaus darreicht, ist

vergiftet. Mag er draußen umkommen, zur Familie gehört er ja nicht mehr. Am nächsten Morgen wandert er in die Fremde. Mühsam geht er seinen Weg, weiter und weiter. Das Gift in seinem Körper fängt an zu wirken; aber durch sein Aushalten wird er gerettet. Am Abend bricht er bewußlos zusammen und wird zu einem indischen Arzt gebracht, der ihn versorgt. Durch diese erste Begegnung wird der Arzt ein Christ, und der junge Inder wird Missionar unter seinen Landsleuten.

Während des Vortrags zieht diese Geschichte an Waldemar vorüber.

Als der Redner nun noch einmal fragt: „Es ist wohl niemand hier, der Christus noch ernst nimmt“, da weiß Waldemar, daß Christus jetzt unsichtbar für die anderen Menschen hier im Saal die Linie zieht und fordert: „Her zu mir - über die Linie!“

Er weiß auf einmal ganz genau, wohin er gehört. Er steht auf. Das gibt ein Stühlerücken im Saal. Alles wendet sich zu diesem langen Primaner, der ein Christ sein will. Flüsternd erzählen sich die Leute, wer er ist; dann setzt Waldemar sich wieder hin. Die Versammlung wird bald geschlossen. Schon auf der Treppe fallen die Kameraden mit Spottreden über ihn her, und selbst die eigene Mutter kommt und sagt: „Junge, Junge, wie konntest du uns das bloß antun! Unsere ganze Familie ist ja blamiert!“

Es gibt daheim eine lange Auseinandersetzung. Man macht ihm klar, daß er ja ganz im Stillen ein Christ sein könne. Er könne zu Hause seine Bibel lesen und auch hin und wieder mal zur Kirche gehen. Aber so vor allen Leuten, das ginge nicht. So sehr Waldemar seine Eltern liebt, er kann ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen, denn er weiß, daß er dann auf halbem Wege stehen bleibt.

Auch in der Schule am nächsten Tag wird lange diskutiert. Eins sagen sie alle, und das ist ihre ehrliche Meinung: „Das hätte ich nicht gewagt.“ Auf der Straße spricht ihn ein Mann an, drückt ihm die Hand und meint: „Ich bin ganz Ihrer Meinung.“ Waldemar denkt: Warum bist du dann nicht auch aufgestanden im Saal?

In all den Auseinandersetzungen, die noch kommen, steht er da und weiß nur eins: Ich habe mich auf die Seite Christi geschlagen, mein Leben gehört ihm.´

BEKENNERMUT

Friedrich der Große schätzte unter seinen Generalen besonders den alten Husarengeneral von Ziethen. Nach dem siebenjährigen Krieg lud er ihn oft ein und sah ihn gern bei sich zu Tisch. Er saß dann gewöhnlich an der Seite des Königs.

Einmal wurde Ziethen am Karfreitag zur Tafel des Königs geladen. Der alte General ging aber an diesem Tage zum Heiligen Abendmahl. Er ließ sich deshalb beim König entschuldigen, da er nicht kommen könne. Nicht lange danach ließ ihn der König wieder einladen. Während der Tafel fragte er den General plötzlich: „Nun, Ziethen, wie ist Ihm das Abendmahl am Karfreitag bekommen? Hat Er den Leib und das Blut Christi auch ordentlich verdaut?“

Alles lachte. Ziethen stand auf, trat vor den König, machte eine Verbeugung und sprach mit fester Stimme:

„Eure Königliche Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gescheut habe. Wo es darauf ankam, wagte ich mein Leben für König und Vaterland. Solch ein Herz habe ich auch heute noch. Wenn's nütze ist und mein König befiehlt,

so lege ich mein graues Haupt zu seinen Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der ist mehr als Eure Königliche Majestät, mehr als alle Menschen. Das ist der Heiland der Welt. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Sterben. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihr

tapferes Heer mutig gekämpft und gesiegt. Untergraben Eure Majestät diesen Glauben, dann untergraben Sie das wahre Wohl des Vaterlandes. Das ist gewißlich! Halten zu Gnaden." Die ganze Gesellschaft war bestürzt. Der König war sichtlich ergriffen von diesem Bekenntnis seines Generals. Er stand auf. Ziethen stand noch vor ihm. Der König reichte ihm die Hand, legte die linke auf seine Schulter und sagte bewegt: „Glücklicher Ziethen! Ich habe allen Respekt vor seinem Glauben. Halt er ihn fest! Es soll nicht wieder vorkommen." Es war ganz still im Saal. Keiner von den Gästen rührte sich. Der König hob bald die Tafel auf und entließ die Gäste. Ziethen aber reichte er die Hand und sagte: „Komm er mit mir in mein Kabinett."

Ziethen folgte ihm. Die Tür wurde verschlossen. Kein Mensch hat je erfahren, was dort König und General miteinander gesprochen haben.

Ja, das ist Bekennermut!

Dazu gehört mehr, als zum Stürmen in der Schlacht. Beim Bekennen fällt eine Entscheidung: Für die Welt oder für Gott. Es steht die Freundschaft dessen auf dem Spiel, von dem Ziethen behauptete: Es gibt einen über uns, der ist mehr als du und ich, mehr als alle Menschen.

Dieser Eine sagt:

„Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen von meinem himmlischen Vater."

EIN ZWEIFACHER SIEG

Paris! Olympiade 1924!

Die Teilnehmer an dem berühmten 400-m-Lauf - von dem die „Times" später sagte, daß es vielleicht der dramatischste Wettlauf war, der je ausgetragen wurde - warten gespannt auf das Zeichen zum Start.

Da - - Los! - -

Die Läufer stieben davon, jeder brennt nach Vorsprung und Sieg! Die Ungewißheit über den Ausgang dauert nicht lange. Bald liegt einer allen weit voraus.

Den Kopf hochgereckt, die Haare vom Luftzug zerzaust, den Blick fest nach vorn gerichtet, gleicht er einem Pfeil in vollem Flug, der sich im nächsten Augenblick in sein Ziel bohren wird.

Da verkünden die Lautsprecher: „Sieger: Eric Lydell in 47,6 Sek. - Weltrekord!"

Sofort schickt der Telegraph den gestern noch unbekannt Namen des schottischen Theologiestudenten in alle Welt hinaus, jubelt die Jugend aller Völker ihm begeistert zu.

Diese Leistung war so glänzend, daß alle Welt mit einem leichten Sieg Lydells im 100-m-Lauf am nächsten Sonntag rechnete.

Aber welche Überraschung!

Der Student weigert sich entschieden, an diesem Tage zu starten.

Der 2. Triumph ist ihm sicher - aber er will auf keinen Fall an einem Wettkampf am Sonntag teilnehmen. Er hält den Tag heilig!

Zu seiner bestürzten Umgebung sagt er: „Meine Herren, heutzutage ist es gut, eine feste Überzeugung zu haben."

Am Sonntag steht Lydell auf der Kanzel der schottischen protestantischen Kirche in Paris. Junge Turner, Männer und Frauen aus angelsächsischen Ländern, sogar Pariser Journalisten füllen neugierig die Kirche.

Der junge Pfarrer spricht über Ps. 119,18: „Öffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder an deinem Gesetz."

Auch hier - wie beim Wettlauf - von dem Wunsch erfüllt, sich all dessen zu entledigen, was ihn hindern könnte, sein Ziel zu erreichen. Ein Wort fester Überzeugung für die Herzen seiner Zuhörer.

Im Jahre darauf ging der Weltrekordmann als Missionar nach China.

JESUS, GEH VORAN!

Es war in einer Industriestadt des Westens. Den Jungen, die in den Mietskasernen um den großen Gaskessel wohnten, hatte ich von dem erzählt, der die Wahrheit und das Leben ist. Als ich die Schar so vor mir sitzen sah, ging es mir durch den Sinn: Wenn die alle ernst machen würden, was müßte das für Kämpfer geben.

Abgespannt nach vielen Hausbesuchen und dem Dienst am Nachmittag wollte ich auf mein Zimmer gehen, das auch in so einer dumpfen, lauten Straße lag. Von weitem schon sah ich einen Haufen junger Burschen. Ich kannte sie. Viele von ihnen standen unserem Kreis feindlich gegenüber. Unwillkürlich lenkte ich meine Schritte auf die andere Straßenseite. Aus dem Wege gehen ist das beste, dachte ich.

„Bist du feige?“ fragte eine Stimme in mir. Nein, das wollte ich nicht sein! Und schon ging ich zurück. Aber nach kurzer Zeit blieb ich stehen. Weshalb hingehen? Es gibt doch nur eine Auseinandersetzung, und die ist zwecklos. Wieder will ich von dem Bürgersteig herunter und auf der anderen Straßenseite weiter gehen. Da ist wieder die Stimme in mir: „Bist du feige?“ Nein - ich gehe weiter.

Es kommt wie ich es gedacht habe. Kaum haben sie mich erblickt, da geht das Rufen auch schon los. Einer schreit besonders laut: „Jesus, geh voran!“

Dann stehe ich vor ihnen. Derjenige, der „Jesus, geh voran“ gerufen hatte, macht Platz. Nun bin ich dazwischen. Ich sage ihm ins Gesicht: „Jawohl, Jesus geht voran, und wenn du nicht mitgehst, bist du verloren.“

Verdutzte Gesichter. Aber dann geht es los. Alles schreit durcheinander: „Beweise deinen Gott. Wir glauben nicht an ihn.“ Vorher war ich müde, aber jetzt bin ich auf einmal frisch. Hin und her wogt das Gespräch. Wie verhetzt sie doch sind, diese Jungen!

Ich muß weiter. „Wo ich wohne, wißt ihr. Wer es ernst meint und mit mir reden will, kann mich gern besuchen.“

Nicht lange danach sagte mir ein Junge aus unserem Kreis: „Du, der Lange, mit dem du neulich geredet hast, will kommen und dich sprechen!“

Tatsächlich, er kam. Auf meinem Zimmer sitzen wir zusammen. Und nicht nur dies eine Mal. Er kam öfter. In unserem Gespräch ging es um den, der gekommen ist, Sünder selig zu machen. Was wußte er denn schon von Gott! Er war in einer Familie aufgewachsen, wo man Christus gegenüber nur Haß und Spott kannte. Oft hatten wir die Bibel aufgeschlagen. Eines Tages bat er mich um ein Neues Testament. Er ging nach Hause mit dem Wunsch, wirklich Jesus vorangehen zu lassen in seinem Leben.

Aber ich hatte die Macht des Satans vergessen. Seine Freunde beobachteten ihn schon lange. Sie wußten, wohin er ging, und hatten Angst, ihn zu verlieren. Schwere Wochen folgten. An seiner Arbeitsstelle verschwand sein Werkzeug. An jedem Tag war eine neue Ärgerei gegen ihn im Gange. Er kam immer seltener zu mir. Eines Tages blieb er ganz aus.

Ich aber weiß: er kann den Stachel in seinem Gewissen nicht mehr loswerden. Für oder gegen Christus wird sein Weg gehen. Wenn ich traurig werden will über ihn, fällt mir als Bitte ein, was er mir selber einmal zugerufen hat: Jesus, geh voran!

STILLER TEILHABER GESUCHT!

Da steht im Inseratenteil einer Zeitung:

„Stiller Teilhaber gesucht für sicheres, fundiertes Unternehmen. Große Gewinnmöglichkeiten. Gefl. Angebote unter Nr. 1000 an die Geschäftsstelle.“

Irgendwer hat kein Geld mehr. Man will ein Unternehmen vergrößern. Woher Kapital nehmen? Da gibt es Leute, die Geld in Massen haben. Für sie bedeutet diese Anzeige eine Gelegenheit. Wenn nach Prüfung der Verhältnisse die Sache sich als gut erweist, dann ist's das Richtige. Keinen Namen hergeben, andere Leute arbeiten lassen, keine Aufregung, keine Scherereien! Aber am Schluß des Geschäftsjahres den Erfolg schön einstecken. Man ist doch „stiller“ Teilhaber. Man interessiert sich doch für das Geschäft.

Es gibt tatsächlich Leute, die möchten „stille“ Teilhaber am Reich Gottes werden. Gewiß - man glaubt doch auch. Man hat auch für die Ausbreitung des Christentums etwas übrig. Man ist Gönner und Förderer der verschiedensten Werke der Inneren und Äußeren Mission. Ja, und wenn die letzte Stunde kommt, möchte man doch auch kirchlich beerdigt werden. Ganz klar, man ist für die Sache immer interessiert gewesen.

Aber selber anpacken!?

Nein! Dafür werden doch Männer von meinem Geld bezahlt! Stiller Teilhaber am Reich Gottes! Das genügt!

Nein, mein Lieber, das gibt es nicht! Da bist du bisher verkehrt gelaufen. Verkehrte Haustür! Das Reich Gottes öffnet sich nur für tätige Teilhaber.

Dadurch, daß du interessiert bist, Geld gibst, Karfreitag und Neujahr dich einmal in der Kirche sehen läßt, ist's nichts mit der Teilhaberschaft am Reich Gottes. Da gibt es nur aktive Mitarbeiter! Hier wird geschafft, hier gibt's Rückschläge, die getragen werden müssen, hier gibt's gemeinsame Siege.

Es gilt, offen zu sagen, daß man „dazu“ gehört. Und ist es eigentlich so schwer, sich zu einer Sache zu bekennen, die einem das Herz abgewonnen hat und die von Sieg zu Sieg schreitet? Stille Teilhaber suchen wir für die Arbeit im Reiche Gottes nicht. Nur Leute, die restlos alles dransetzen, die bereit sind, alle Dienste als „ihre“ Arbeit anzusehen.

Ja, wie man denn Teilhaber am Reiche Gottes überhaupt wird, fragst du! Lies einmal langsam und genau im Evangelium Johannes die Verse 1-1.6 des 3. Kapitels.

Ob diese „Anzeige“, dieses „Inserat“ umsonst war? Entschließe dich und werde einer, der von ganzem Herzen sagen kann: „Ich gehöre dazu!“

DIE SCHWARZE LISTE

Hunderte von Kilometern von der früheren Stadt Perm am Kamafluß entfernt, warteten wir in unserem Gefangenlager auf die Heimkehr.

Wir kamen vom Waggonausladen ins Lager zurück. Mitternacht war längst vorüber. Eben hatte ich mich auf meine Pritsche gelegt, da kommt einer der Kameraden und sagt: „Du, du mußt nochmal aufstehen, ich muß dir etwas sagen.“ Nun gehen wir über die nächtliche Lagerstraße und ich höre: Ich stehe auf der schwarzen Liste. Irgend jemand hat es „herausgekriegt“. Bei einer Aussprache oder in einem Gottesdienst soll etwas gesagt worden sein. Und nun ist der kleine Kreis der Treuen „verdächtig“. Untergrundbewegung? Der Kamerad schließt seine Warnung: „Irgend etwas hat man mit dir vor - du mußt vorsichtig sein, denk doch auch an zu Hause.“

Er verschwindet. Er darf nicht gesehen werden. Unruhig wälze ich mich auf meinem Lager. Ich schlafe kaum in dieser Nacht und bin froh, als wir uns früh am Morgen für die neue Schicht fertig machen müssen. Vielleicht vergesse ich bei all der Schinderei die „Mahnung“. Fest stand für mich nur eins: Sie können mit dir machen, was sie wollen. Noch weiter ins Land, noch andere Lager, andere Kameraden oder aber wochenlange Kerkerzeit. Sie können machen, was sie wollen, du darfst nicht still sein, wenn Menschen nach den Dingen des Reiches Gottes fragen. Du hast deinem Herrn die Treue zu halten. Und als wir abgezählt mit den Posten zur Arbeitstelle marschieren, denke ich an jenen Mann, der seinen Schmähern und

Drohern antwortete: „Wir können es nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.“

Dann waren wir im Sägewerk. Eine Betriebsstockung schaffte uns eine kleine Pause. Maschinendefekt! Über die Berge des Urals sah ich die Sonne aufgehen. Da fiel mir ein: Jetzt haben sie in Deutschland die „Morgenwache“ und beten!

Das war das Wort: ...beten auch für mich! Wie hatte doch neulich auf der Postkarte gestanden: „Du sollst wissen, es denken täglich viele an dich in treuer Fürbitte.“ Ich sah sie vor mir, all die Beter der Heimat. Darunter einen alten Mann - Siegfried Grabfelder. Er hatte mir beim Abschied gesagt: „In meiner Bibel ist eine Liste, da stehen alle diejenigen drauf, für die ich bete.“

Die Maschine pfiiff. Die Arbeit ging weiter. Aber ich wußte jetzt von der anderen Liste. Ich war froh und sang es laut: Nichts, nichts kann mir geschehen, als was er hat ersehen, und was mir heilsam ist.

Dann habe ich am Abend dem Kameraden „Warner“ von meiner „Entdeckung“ erzählt, und er konnte es nicht fassen, daß es Menschen gibt, die auch an andere denken können. Aber es ging ihm über dem Erzählen ein Ahnen auf, daß man mit diesem Wissen alle „schwarzen Listen“ der Welt nicht mehr zu fürchten braucht.

Es war ihm blutiger Ernst, als er mir beim Auseinandergehen die Hand reichte und sagte: „Auf solcher Liste möchte ich auch stehen.“

Ich aber weiß heute: Als das Jahr 1950 kam, da waren es die „betenden Hände“, die meinen Namen von der schwarzen Liste strichen und auf die Heimkehrerliste setzten.

BRIEF AUS DER HEIMAT

Achtzehn Monate waren ohne irgendein Lebenszeichen aus der Heimat vergangen. Man hatte oft gemunkelt, daß Berge von Post auf der russischen Kommandantur lägen. Ja, manche hatten sogar wissen wollen, daß man kurzerhand die ganze Post verbrannt habe, da unsere Arbeitsleistung zu wünschen übrig ließe. All diese Parolen führten zu einer un-
ausgesprochenen stillen Vereinbarung: Es redet keiner mehr von Post!

Auf der achten Sohle im Uritzkaschacht kam die Schicht der Kameraden eingefahren, die uns ablöste. Sie brachen unsere Abmachung. Der Lärm der Bohrmaschine wurde über-
tönt von dem Freudenschrei: „Post aus der Heimat ist im Lager!“

Wir fuhren aus. Eilig ging es ins Lager. Aber noch mußten wir zwei Tage warten, ehe wir die Post bekamen. Und dann war es nur eine Karte für das ganze Lager! Geschrieben an einen von uns von seiner Mutter. Wir lagen auf unseren Pritschen, und die Karte ging von Hand zu Hand. Da stand:

Lieber Junge, wir haben hier eine Woche lang jeden Abend in der Kirche an Euch gedacht. Nicht mutlos werden. Wir beten für Euch! Deine Mutter.

Einer bricht das unheimliche Schweigen: „Unsere Mütter beten!“ Und ein anderer aus einem Winkel antwortet: „Dann sind wir nicht verloren!“

Das Volk Israel war aus seinem Land durch den babylonischen König in die Gefangenschaft geführt worden. Nur Reste des Volkes blieben in den Ruinen der Heimat. Die Weggeführten lebten im fremden Land als Entwurzelte da. hin. Eine leise Hoffnung aber hatten sie: Einmal werden wir die Heimat wiedersehen. Täglich erwarteten sie, daß dieses Wunder geschehen würde.

Es mag in den Arbeitskolonnen jener Gefangenen aus Jerusalem ein Jubel ausgebrochen sein, als sich bei ihnen herumsprach, daß ein Brief aus der Heimat gekommen sei. Und als sie abends von der Baustelle einrückten, da saßen sie zusammen. Aber es war eine unheilvolle

Botschaft, die ihnen mitgeteilt wurde. Der Prophet, der in Jerusalem verblieben war, schrieb ihnen, daß diese Gefangenschaft siebenzig Jahre dauern würde. Siebenzig Jahre Gefangenschaft! Wer würde das überleben?

Hast Du eine Ahnung, was das bedeutet: Jeden Tag mit der Heimkehr in die Heimat rechnen und nun aufs neue Ziegel backen, in der Gluthitze Sklave sein, Aufseher bei der Arbeit, die Peitsche in der Hand streng darauf achtend, daß das Arbeitssoll, die Norm, erfüllt wird? Die Gefangenen mochten denken: Wenn du da drüben eine Ahnung hättest, du Mann Gottes, wie uns zu Mute ist, dann würdest du so etwas nicht schreiben!

Da hob einer die Hand. Es wurde weiter gelesen:

„Denn ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet.“ Frieden? Frieden für verwundete, gequälte, heimwehkranken Herzen? Undenkbar!

Die Menschen des 20. Jahrhunderts sind auch Gefangene; Gefangene ihrer Sorgen. Sie quälen sich mit dem einen Gedanken: Wann wird das endlich aufhören! Wann endlich kann ich einmal frei aufatmen!

Und doch: Es ist wahr! Es ist eine Botschaft aus der ewigen Heimat eingetroffen. Das Volk Gottes soll es in der Friedlosigkeit, im Elend, in der Heimatlosigkeit als selige Gewißheit im Herzen tragen: Gott begleitet uns auch im Elend.

Frieden, das bedeutet doch, daß da ein Punkt ist, wo man nicht von diesen teuflischen Kräften verfolgt wird, oder aber, daß man so gewappnet ist, daß sie einem nichts mehr anhaben können. Frieden, das heißt, in der Schutzzone eines mächtigen Herrn leben - und zur Ruhe kommen können.

Christen wissen: Gott gibt uns eine Zukunft, die Men' edlen uns nicht geben können. Heimatlosigkeit ist das Schmerzlichste auf dieser Welt. Er aber, der uns die Botschaft aus der Heimat sendet, geht mit uns durch alle Heimatlosigkeit.

Der griechische Held Odysseus hat sich auf der Fahrt in die Heimat, als die verwirrenden Klänge der Sirenen, die seine Heimfahrt aufhalten wollten, an sein Ohr kamen, die Ohren verstopfen und am Mast seines Schiffes festbinden lassen. Unter keinen Umständen wollte er der Versuchung erliegen, die Heimfahrt aufzugeben.

Die lauten Stimmen um uns her sollten auch bei uns nicht die Worte aus der Ewigkeit übertönen.

Dann kommen auch wir in die Heimat.

AM TOR ZUR FREIHEIT

Von Zeit zu Zeit hatten sich in all den Jahren der Gefangenschaft die Tore geöffnet, um Kameraden in die Heimat - in die Freiheit fahren zu lassen. Jedesmal sanken die Hoffnungen der Zurückbleibenden in ein Nichts zusammen. Wie viel Versprechungen brachen zusammen! Alles, was Menschen an teuflischen Quälereien erfinden können, ist nichts gegen die Erfahrungen eines Menschen, der unschuldig hinter Kerkermauern sitzt, der aufatmet - weil er erfährt, „du wirst frei“ - und der dann in letzter Minute erleben muß: es ist wieder nichts!

So war es am 3. November 1949.

Durch Tage und Nächte hindurch wußte ich amtlich: es geht in den nächsten Tagen ein Transport in die Heimat. Und du bist dabei! Ich bekam neue Wäsche, neue Bekleidung. Ich brauchte nicht mehr zu arbeiten. Und dann fiel das Wort: Morgen geht der Zug.

Am Abend saßen wir noch einmal im Kreise zusammen. Unser Lagerarzt hatte uns einen Tee gemacht. Unsere Ge. danken waren den nächsten Tagen schon weit voraus. Unendlich langsam ging die Nacht vorbei.

Dann stehen wir am Tor. Der Posten kommt mit der Liste und vergleicht die Namen. Die Aufgerufenen gehen durchs Tor. Die Schar der Zurückbleibenden wird immer kleiner. Mein Name ist noch nicht aufgerufen. Ich werde unruhig. Da - das Tor schließt sich. Zu dritt sind wir zurück geblieben. Ich wanke und drohe umzufallen. Von jenseits des Tores höre ich die Kameraden singen: „Nach der Heimat, geht mein heimlich Sehnen, nach der Heimat möchte gern ich zieh'n." Da falle ich um. Aus! Am nächsten Morgen höre ich von den Kameraden, daß einer von uns drei Zurückgebliebenen in der Nacht Selbstmord begangen hat. Ein Leben ohne Freiheit bedeutete ihm nichts mehr. Die Kameraden und der russische Wachoffizier kommen in kurzen Abständen und schauen nach mir. Sie befürchten, daß auch ich das Leben wegwerfen werde.

Und ich - ich liege und kann die Hände nicht mehr falten. Aufspringen möchte ich, die Tore sprengen, die Posten über den Haufen rennen und dann - einerlei! Weshalb mußte ich zurückbleiben! Sollen die nächtlichen Vernehmungen und die Kerkerstrafen mit all ihrer Qual wieder beginnen? Das halte aus, wer kann! Ich kann nicht mehr! So liege ich, hadere, verzweifle.

Dann wandern die Gedanken den weiten Weg der letzten Jahre zurück. Vor meinem Auge steht die alte Kirche in Dorpat. Unwillkürlich muß ich an den Bluts Keller von Dorpat denken. Da saßen vor langen Jahren einmal deutsche Menschen, die dem Tode entgegen gingen. Und ich sehe sie vor mir, die Märtyrer unserer Kirche, wie sie im Angesicht des Todes die Hände falteten und das Lied jener Tage sangen und beteten:

Weiß ich auch nicht den Weg, du weißt ihn wohl, das macht die Seele still und friedevoll,
ist's doch umsonst, daß ich mich sorgend mühe,
das ängstlich schlägt mein Herz, sei's spät, sei's früh.

War das nicht ein Fingerzeig? Ich versuchte es nachzusprechen, nachzubeten. „Du weißt den Weg für mich, das ist genug!"

Das ist genug! Ja, wie konnte ich das vergessen! In diesen 1700 Tagen und Nächten hatte ich so oft hinter dem Stacheldraht seine Hand gespürt. Und nun liege ich auf meinem Bett und sage mir die Worte der Heiligen Schrift und all die Lieder unseres Gesangbuches vor. Wie so oft schon schickt er - der mein Vater im Himmel ist - in alles Aufbäumen hinein das rechte Wort, und unter Tränen bete ich:

Du weißt den Weg für mich, das ist genug!

GOTT HAT IMMER DAS LETZTE WORT -
AUCH 'WENN ER SCHWEIGT

ALS GAST BEI SVEN HEDIN

Unglaublich - aber wahr! Wir hatten in einem Brief den großen Asienforscher gefragt, ob wir ihn besuchen dürften, was keiner in seinen kühnsten Träumen erwartet hatte, traf ein. Ich hielt die Einladung für einen Abend im Heim des berühmten Mannes in der Hand.

Ein paar Tage später schon stand unsere deutsche Jugendgruppe am Mälarsee vor dem Hause Sven Hedins. Reliefs im Hauseingang mit Bildern aus der weiten Welt, die der Forscher durchreist hatte, kündeten an, was uns erwartete, als mit dem Aufzug bis in den 6. Stock fuhren. Dann stand Sven Hedin in seinem Arbeitszimmer vor uns. r Mann, den wir beim Lesen seiner Bücher bewundert der als Tibetaner verkleidet in unbekannte Weiten vorgestoßen war.

Wie hatten wir uns immer sein Bild ausgemalt! Aber ganz anders war nun alles. Was für ein schlichter Mann war er doch. Irgendjemand von uns hatte im Gespräch erzählt, daß ich erst vor wenigen Monaten aus Rußland heimgekehrt war. Mit warmen Herzen fragte er nach dem Ergehen der Zurückgebliebenen. Und dann sagte er uns in einem Rundgespräch Worte, die

wir nicht vergessen haben:

„Ich habe bereits zweimal den Zusammenbruch Deutschlands erlebt. Ich schätze und liebe dieses Land und seine Menschen. Ich bin auch jetzt überzeugt, daß das deutsche Volk aus Trümmern und Schutt auferstehen wird, wenn es sich auf die Quelle seiner Kraft besinnt.“ Er unterbrach sich. Einer hatte ihn fragend angeschaut.

„Wenn es sich besinnt auf Gott. Wenn sein Wort in deutschen Landen gilt, dann wird er zum neuen Aufbruch auch das Vollbringen schenken.“

Still war es in unserem Kreis hoch über den Dächern Stockholms. Wir standen auf dem Balkon und sahen über den Mälarsee. Sven Hedin bat uns um ein deutsches Abendlied für seine Schwestern und sich.

Wir sangen: „Schönster Herr Jesus, Herrscher aller Enden.“ Beim Abschied gab er mir sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift.

Auf der Rückseite standen die Worte:

Auf meinen sämtlichen Reisen
ist die Bibel stets mein Begleiter
und meine beste Lektüre gewesen.

UNTER VIER AUGEN

Es war wohl in der Quarta unseres Gymnasiums. Wir Jungen hatten allerlei angestellt. Eine große Sache war daraus geworden und es blieb auch nicht verborgen, wer dabei gewesen war. Der Klassenlehrer hatte alles weitermelden müssen, und so mußte auch ich zum Direktor kommen. Der Schuldiener hatte mich aus der Klasse geholt, und der Klassenlehrer sagte: „Na, das kann ja was geben. Unter vier Augen, mein Junge!“

Bangen Herzens folgte ich dem Schuldiener bis vor das Direktorzimmer. Zaghafte klopfte ich an. Und dann stand ich im Zimmer. Eine halbe Stunde unter vier Augen mit dem alten Direktor, der mich durchdringend ansah. Aber wie väterlich hat er dann mit mir gesprochen. Wie leicht fiel mir das Antworten. Er meinte es wirklich gut. „So oder so, sagte er, „du kannst wählen.“ Er bot mir und den andern die Möglichkeit zum Neuanfang in unserer Klasse.

Auch im Neuen Testament wird von einem Gespräch unter vier Augen berichtet. Lies einmal Matthäus 19 Vers 16. Da steht ein reicher junger Mann vor dem Herrn der Welt. Er führt ein Gespräch mit dem Mächtigsten der Erde. Eine entscheidungsreiche Stunde! Ausgepackt wird hier. Der wunde Punkt ist gefunden. Und nun soll eine neue Bahn geschaffen werden. Eine ganz klare Forderung stellt Christus. Diese Forderung bedeutet bedingungslose Unterwerfung unter die Königsgewalt Jesu.

Aber in diesem Gespräch unter vier Augen wird auch die schwierigste Not des jungen Mannes aufgedeckt. Er will nicht! Er schlägt die Hand, die sich ihm entgegenstreckt aus. Er überhört das Angebot, obwohl er weiß, um was es dabei geht.

Es war eine entscheidende Stunde. Jesus faßt den jungen Mann, in dem ein heiliger Anfang war, an seiner wunden Stelle. Um das ewige Leben zu gewinnen, muß er sein irdisches Leben wagen. Aber der Preis ist diesen Einsatz wert. So tritt die Probe an ihn heran.

Ein Anfang war da, aber der junge Mann ist nicht durchgedrungen. Die Macht, die ihn gefangen hält, ist stärker. „Eins fehlt dir“, sagt Jesus. Und mit diesem Einen fehlt ihm alles.

Aber das Neue Testament kennt noch einen anderen jungen Mann. Ausgerüstet mit Vollmachten zieht er seine Straße. Keiner vor ihm hatte solche Macht zur Vernichtung der jungen Christengemeinde in den Händen gehabt. Und nun wird er es schon zeigen, wer stärker ist: Jesus oder Saulus.

Da ruft der Herr ihn. Er spricht mit ihm. Er, der Stolze, der auszog, um zu vernichten, liegt im Staub der Landstraße wie ein Bettler. Ein geschlagener Mann! Da kommt die Frage über seine

Lippen: „Herr, was willst du, das ich tun soll?“ - In Damaskus wird aus diesem Saulus ein Paulus.

Der reiche Jüngling und Paulus. Zwei Welten. Der eine geht fort, weil er das Wagnis, auf die Seite Christi zu treten, nicht auf sich nehmen will und ihm die Welt mit ihren Schätzen mehr dünkt. Und der andere? Er läßt die Welt und die gute Meinung der Leute und das Fortkommen und das Ansehen vor den Menschen. Er spürt: In der Nachfolge Jesu sein, das bedeutet Leben.

Du stehst jetzt auch vor Christus und seiner Forderung. Und auch dir öffnen sich zwei Wege. Entweder wirst du ein Flüchtling vor Gott oder sein Gefolgsmann. Deswegen gibt es nur eins: Du mußt diese Forderung zur Nachfolge ernst nehmen. Du mußt dich entscheiden. Du darfst sie nicht überhören.

VOM WINDE VERWEHT!

Patsche! Nichts als Patsche!

Unaufhörlich regnet es. Der Schnee in den Straßen ist grau geworden. Mitleidig sehen die Menschen vor dem Hauptbahnhof auf die jungen Leute, die dort mit den Brettern auf der Schulter herumstehen.

Heute soll es ins Hochsauerland gehen. 8 Tage Skiferien! 'Ob das bei diesem Regen geht? Die Stimmung ist bei dem Wetter auf dem Nullpunkt angekommen. Aber das hilft scheinbar. Als der Zug keuchend von Brilon nach Winterberg fährt, zeigt sich den sehnsüchtigen Blicken eine herrliche weiße Winterlandschaft.

Bald waren Sorgen und Alltag vergessen. In strammer Arbeit am Übungshang und mit kleineren Fahrten ging die Zeit dahin. Nun sollte es am nächsten Tag eine längere geben. Früh war alles auf den Beinen, die Bretter in tadelloser Ordnung. Wir hatten die Berge um den Kahlen Asten abgestreift und waren bis ins Wittgensteiner Land gekommen. Länger als gedacht waren wir schon unterwegs. Die Dämmerung brach herein. Unaufhaltsam mahnte ich zur Eile.

Vorn zog einer durch den tiefverschneiten Wald die Spur. Er mußte abgelöst werden. Er konnte nicht mehr. Ein anderer übernahm die Spitze. Und das, was ich im Stillen gefürchtet hatte, traf ein. Wir fanden uns in diesen endlosen Wäldern in der Dunkelheit nicht mehr zurecht.

Guter Rat war teuer. Wir entschlossen uns, auf den nächsten Berg zu klettern. Vielleicht sahen wir von dort oben in einem der Täler Licht. Und wo Licht war, mußten auch Menschen sein, die uns den Heimweg zeigen konnten. Tapfer wurde der Berg angegangen. Aber - weit und breit kein Licht! Jetzt blieb uns nur noch die Wahl, in welches von den vielen Tälern die Abfahrt gehen sollte. Bleiben konnten wir in der Kälte nicht. „Ganz gleich“, sagten alle, und so fuhren wir ab. Unten im Tal fanden wir eine Wegkreuzung, auf der verhaschte, vom Wind verwehte Spuren zu sehen waren. Wir schauten uns an. Wohin? Aber es war keiner da, der mit Bestimmtheit sagte: „Dort hin!“

So teilte ich die Gruppe. Einer blieb an der Kreuzung und wartete auf Nachricht der anderen. Eine lange Zeit verging. Einer nach dem anderen kehrte zurück. Nichts! Es blieb nur der Weg mit der verwehten Spur. Der fuhren wir nach. Es ging bergauf, bergab, und siehe da - an einer Stelle hatte der Wind nicht zupacken können, da war die Spur ganz deutlich zu sehen. Dieser Spur liefen wir nach. Einer, der den Weg kannte, hatte sie vor uns gezogen. Dadurch kamen wir auf den richtigen Weg, wir kamen in unser Quartier.

Ein unvergeßliches Erlebnis war das für uns alle, das noch lange nachklang in unserem Alltag. „Wie gut“, sagten wir beim Gute-Nacht-Sagen, „daß wir dieser Spur nachgelaufen sind.“ Wo wären wir sonst in dieser Nacht geblieben?

Verwehte Spuren! Kennst du sie auch in deinem Leben? Da hat einer schon lange vor uns den Weg gezeichnet, den wir Menschen gehen sollen, um in die Heimat - nach Haus - zu kommen, zu Christus.

Aber die Fahrt unseres Lebens war so herrlich, die Hänge und Schneisen so verlockend. Die wollten wir doch noch mitnehmen. Wie bald, so sagten wir uns, ist diese Herrlichkeit zu Ende. Und dann brach, ehe wir uns versahen, die Dunkelheit herein. Wir suchten kämpfend ans Ziel zu kommen. Aber vergebens! Die Dunkelheit gab keinen Lichtallein. Selbstgewählte Wege führen in Not und Finsternis hinein und lassen uns nicht zur Ruhe kommen.

Christus will uns aus der Unruhe herausholen, er will uns aus der Dunkelheit und Verzagttheit ans helle Licht führen. Er will uns in die eigentliche Heimat bringen. Kommst du mit?

GOTT KANN GERADE SCHREIBEN, AUCH AUF KRUMMEN LINIEN

EINE MERKWÜRDIGE VERSTEIGERUNG!

Der junge Handwerksgehilfe war wieder einmal unterwegs. Er lenkte seine Schritte, von Bayern kommend, auf die alte Stadt der Könige am Elbstrom zu. Müde hatte er sich an diesem Tag gelaufen. Aber die Mühe war nicht umsonst gewesen. Vor ihm lagen im Abendschein die Türme der Stadt Dresden. Unwillkürlich stand er still beim Anblick dieser Stadt. Schon einmal hatte er hier gestanden. Aber er hatte seinen Wanderstab wieder fassen müssen. Was würde ihm dieser neue Einzug bringen?

Nach seiner Gewohnheit richtete er seine Schritte zur „Herberge zur Heimat“, um hier zu übernachten. Dresden zog damals schon die jungen Gesellen herbei, und so war auch an diesem Abend die Herberge voller Menschen. Welche Schicksale standen auf den Gesichtern geschrieben! Wie manch junger Gesell unter ihnen, der zum ersten Mal aus seinem stillen Dorf auf die Wanderschaft gegangen war.

Müde sitzt unser Freund an seinem Tisch und betrachtet dieses gewohnte Bild! Doch da in der Ecke scheint etwas besonderes los zu sein. Einer, der anscheinend sein Geld für Schlafen und Essen nicht zusammenbekommen hat, versteigert heimlich einige entbehrliche Dinge. Manch einer kann hier billig wieder zu Sachen kommen, die er selbst auf ähnliche Weise los geworden ist.

Auf einmal wird es ganz still im Raum. Der Gesell hat in seiner Hand etwas, das alle anstarren. Er bietet feil -

doch keiner tut den Mund auf. Unser Freund ist jetzt aufgestanden, an den Kreis herantreten und sieht die Hand - und darin - ein Neues Testament. Er kann nicht anders. Irgendwie wird er getrieben ... er unterbricht das Schweigen der übrigen und bietet für das kleine Buch. Keiner macht es ihm streitig. Für 3 Groschen ersteht er in der „Herberge zur Heimat“ ein Neues Testament.

Nun steht er zurückhaltend seinem neu erworbenen Eigentum gegenüber. „Das ist also das Buch, das von Gott eingegeben sein soll?“ denkt er. Und ohne von einem anderen Menschen angeleitet zu werden, liest er sich in die Bibel hinein. Als Ergebnis dieses Lesens in der Heiligen Schrift aber kommt er zum Glauben. Es war der Wendepunkt meines Lebens, berichtet er später.

Dieser Handwerksgehilfe war kein anderer, als der so berühmt gewordene Erfinder der Heißdampf-Lokomotive, Wilhelm Schmidt.

Heute wird wohl kaum ein Neues Testament versteigert. Kaum einer, der darauf böte. Neulich bekam ein Altpapiersammler Bibeln und Testamente umsonst aus dem Fenster geworfen. Wertlos für die Besitzer und deswegen: ein. stampfen!

Sicherlich hast du auch noch so ein Neues Testament in deinem Besitz. Mach es wie Wilhelm Schmidt. Lies dich hinein! Und bitte Gott, daß du dereinst von diesem Lesen bekennen kannst: es war der Wendepunkt meines Lebens. Ja, daß du sagen kannst:
Solches Lesen lohnt sich!
Es ist schon etwas um dieses unheimliche Buch! Es bringt Frieden ins Herz!
Ich kam zum Glauben!

HINTERM VORHANG

Wenn man vor der bolschewistischen Revolution in ein frommes russisches Bauernhaus eintrat, so konnte man in der großen Familienstube eine interessante Beobachtung machen: In einer Ecke des Raumes war ein Altar aufgestellt, darauf ein mit Blumen und Wachslatern geschmücktes Bild eines Heiligen. Tagsüber aber war dieser Altar fast immer durch einen Vorhang verhängt. Nur am Morgen fand sich die ganze Familie und das Gesinde des Hauses davor ein zur Andacht und zum Gebet. Für diese kurzen Minuten der Stille wurde der Vorhang zurückgezogen. Wenn aber die Hausgemeinde aufbrach zum Tagewerk, verhüllte man das „Allerheiligste“ wieder. Gebet und Arbeit sollten nichts miteinander zu tun haben. Ist es nicht bei uns Christen oft auch so? Unser Glaubensleben - unser Gebet - ist eine Sache, die sich in einem Winkel abspielt, in einem Winkel unseres Lebens und Herzens - weitab vom Alltag. Diesen Winkel suchen wir zu Zeiten auf zu einer religiösen Übung wie der russische Bauer seine Gebetsnische, tagsüber aber trennt ein Vorhang Alltag und Gebet. Gleichen nicht oft unsere Morgenandacht - unser Kirchengang - unsere Betätigung in der Gemeinde einer solchen frommen Übung? Und haben wir uns nicht immer wieder dabei ertappt, daß wir in den Kleinigkeiten des Alltags selbst den Vorhang vorziehen? „Das darf nichts miteinander zu tun haben - sonst müßte ich ja ganz anders handeln.“

Und doch ist es etwas ganz Eigenartiges und Neues mit dem, was uns Christus gebracht hat. Unser religiöses Leben soll sich nicht neben den anderen Lebensgebieten abspielen, in einem mehr oder weniger großen Winkel, sondern es will und muß mitten drin stehen in unserem Alltag. Gebet und Arbeit sind ein unzertrennliches Geschwisterpaar. Eins durchdringt und befruchtet das andere - eins adelt das andere. Kögel hat es richtig empfunden, wenn er sagt: „Arbeit ohne Gebet ist Sklaverei - Beten ohne Arbeit ist Betteln!“

Unser Gebet soll auch die kleinsten Dinge des Alltags durchdringen und unter die Augen Gottes rücken. Dann wird man unserer Arbeit etwas abspüren vom Geist dessen, zu dem wir beten. Und umgekehrt adelt die Arbeit unser Gebet.

Es ist falsch, zu meinen, daß die Arbeit eine Sache „dieser Welt“ sei und das Gebet eine Sache, die wir mit „der anderen Welt“ ausmachen müßten. - Stellen wir doch unser Tagewerk bewußt unter die beiden Bitten des Vaterunsers:

„. . . führe uns nicht in Versuchung

und vergib uns unsere Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben.“

Wird es dann nicht mit einem Mal sehr sehr praktisch?

DAS SCHÖNSTE!

Als man Dr. John Mott, einen der bedeutendsten Führer der evangelischen Jugend der Welt, nach seiner vierzigsten Weltreise fragte, was das Schönste gewesen sei, das er auf diesen vierzig Weltreisen gesehen habe, erwiderte er:

„Ich habe die Berge des Himalaja gesehen - wunderbar!

Ich stand auf den Wolkenkratzern Amerikas - großartig!

Ich fuhr durch die Südsee - es war wunderschön!

Ich habe das deutsche Wissen und die deutsche Kunst bewundert - erstaunlich!
Das Schönste aber ist mir auf der Insel Ceylon begegnet. Ich ging meiner Gewohnheit gemäß früh am Tage aus der Stadt hinaus, um mich in der Einsamkeit der Natur im Gebet mit Gott zu beschäftigen. Als ich mich an einem stillen Platz im Walde niedergelassen hatte, hörte ich plötzlich neben mir im Gebüsch einen Eingeborenen laut den Vers aus dem Neuen Testament lesen: ‚Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen unter dein Himmel gegeben, darinnen sie sollen selig werden, als allein der Name Jesus.‘
Dies war das schönste Erlebnis, das ich gehabt habe: Ein junger Mensch, der für sich einen der Kernsprüche des Neuen Testamentes las und in sich aufnahm."

HAST DU NICHTS VERGESSEN ...?

Schule und Lehrzeit lagen hinter mir. Nun sollte die Sehnsucht meiner Jungenjahre, in die Ferne, in die Stadt zu kommen, in Erfüllung gehen. Wie hatte ich mich auf diesen Tag gefreut. Es war an der Zeit, von all den Bekannten im Dorf Abschied zu nehmen. Da wurde es mir doch schwerer, als ich gedacht hatte: Sie kannten mich ja von Jugend auf. Meine Mutter sorgte indessen dafür, daß ihr Junge auch mit allem versehen war. Was da alles zusammenkam: Anzüge, Wäsche und Bücher. Wie sollte ich das alles nur mitnehmen? Kurz entschlossen fuhr Mutter in die Stadt und kaufte einen großen Koffer. Da hinein packte sie alles fein säuberlich.

Dann stand ich zum ersten Mal in der Großstadt auf meinem Zimmer, voll widersprechender Gedanken und Gefühle. Schließlich packte ich aus und entdeckte oben im Kofferdeckel angeklebt ein Schild: Hast Du nichts vergessen?

Die gute Mutter! Diesmal hatte sie an alles gedacht.

Wie oft habe ich dann in den Jahren „draußen" diesen Koffer gepackt. Das Schild mahnte. Hinterher aber entdeckte ich alles mögliche, was ich vergessen hatte. In peinliche Verlegenheit bin ich oft dadurch gekommen. Was vergißt man nicht alles? Am meisten wohl die Taschenbibel. Packst du dieses merkwürdige Buch auch auf deinen Reisen mit in den Koffer? Merkst du überhaupt, ob du sie vergessen hast? Kommst du dadurch in Verlegenheit? Neulich besuchte ich eine Jungengruppe. Vor einem Jahr waren die Jungen eingesegnet worden. Und als ich nach ihrem Einsegnungsspruch fragte, da gab es lange Gesichter. Vergessen! „Vater hat ihn gleich im Schreibtisch eingeschlossen", sagt der eine als Entschuldigung. Sicher, er muß doch gut verwahrt werden!

Ob du deinen Konfirmationsspruch noch auswendig kannst?

Du bist sicherlich ein tüchtiger Mensch. Bestimmt! Du bemühst dich redlich, deinen Platz im Leben auszufüllen. Du hast Kummer und Sorgen! Aber auch Erfolg!

Doch - Hand aufs Herz -, hast du bei allem Schaffen nichts vergessen? Was denn, bitte? Ja, daß du ein verlorener Mann bist!

Ein Mann weiß nicht, wohin mit dem Ertrag seiner Felder. Die Scheunen sind bis unters Dach vollgepackt. Und immer noch rollen die Wagen. Wohin mit dem Reichtum? Es muß angebaut, vergrößert werden. Wenn die Sache noch einige Jahre so läuft, dann kann er getrost von seinen Ersparnissen leben. Ein wohlverdienter, ruhiger Lebensabend ist ihm sicher.

Da ertönt eine Stimme und spricht zu ihm, der noch mitten im Aufbau ist: Du Narr - hast du nichts vergessen? auf! In dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern.

Aus der schöne Plan! Vorbei! Lies es selber nach. Es steht Lukas 12, Vers 20.

Sag mal, hast du vergessen, daß du sterben muß? Daß dein Erscheinen vor dem lebendigen Gott nicht an deinem Willen liegt? Dann gilt auch dir dies Wort: „Du Narr"!

Das wird ein schreckliches Aufhorchen für Millionen von Menschen geben, wenn diese unheimliche Stimme sie fordert.

Vergiß es nicht - du bist verloren, wenn nicht Christus, der lebendige Gottessohn, dein Fürsprecher wird.

Soll ich dir einen Ausweg sagen? Das Wort: „Halte an am Gebet“, ganz ernst nehmen!

Wie und was du beten sollst?

„Herr, ich habe in allem Drum und Dran vergessen, an Dich zu denken. Laß mich doch von Stunde an neu werden. Hab Erbarmen und laß mich nicht verloren gehen.“

Es gibt für dich nur eins. Das darfst du nie vergessen: Jesus Christus allein ist der Weg in die Ewigkeit!

NICHT RÄDER EINER MASCHINE,
SONDERN REBEN AM WEINSTOCK, DAS IST ES,
WAS WIR SEIN SOLLEN
D. HUMBURG



UNTER ALLEN UMSTÄNDEN!

Das war ein Reinform! Bei uns in der Exportfirma war es. Wie hatte ich mich gefreut, daß nun die Lehrlingszeit vorbei war und es an die eigentliche Arbeit gehen sollte. In die Speditionsabteilung gesteckt, hatte ich die Aufgabe bekommen, eine große Sendung nach dem Balkan zu befördern.

Wie habe ich damals gerechnet, Pläne gemacht und alles wieder über den Haufen geworfen. Dann wieder ausgerechnet. Der Weg über Bremen ist billiger. Nein, mit der Bahn bis Regensburg ist's billiger, und dann den Donauweg nehmen. So wollte ich es machen.

Wie stolz war ich auf diese erste selbständige Arbeit. „Ob die andern Leute wohl wissen, was für ein tüchtiger Kerl du bist?“ - so ging ich umher. Dann wurden all die Kisten auf den Weg gebracht. Die erforderlichen Papiere waren beschafft.

Aber eines Tages war ein unangenehmer Brief bei der Post. Die Donau-Dampfschiffahrts.-Gesellschaft teilte mit, daß die Schiffe eingefroren in irgendeinem Donauhafen lägen. Jetzt wurde der Chef zornig. „Wer schickt denn zu dieser Zeit überhaupt etwas auf dem Donauweg?“ Ich mußte mich melden. Ja, und dann bekam ich einen langen „Vortrag“ gehalten und der Schluß lautete so: „Der Kunde braucht die Waren im Frühjahr, sonst bleibt alles ein Jahr liegen und wir bekommen auch erst ein Jahr später die Rechnung bezahlt. Sorgen Sie dafür, daß unter allen Umständen die Sachen irgendwie aus dem Schiff herausgeholt und dann mit der Bahn weiterversandt werden.“ Ich hatte die Türklinke schon in der Hand, und weg war ich - aber noch hörte ich ihn ärgerlich hinter mir herrufen: „Unter allen Umständen!“

So tönt es dir sicherlich auch überall entgegen. Neulich war ich in einer Reparatur.Werkstatt. Da kamen die Leute und jeder sagte: „Unter allen Umständen brauche ich meinen Wagen

sofort wieder. Sie wissen ja gar nicht, was sonst alles verloren geht."

Also bitte - unter allen Umständen - heute noch!

Aber wenige Menschen gibt es, die für ihr Leben fordern:

„Unter allen Umständen brauche ich den Heiland Jesus Christus."

Die Bibel erzählt Lukas 19, 10 von einem Menschen, der sagte: „Unter allen Umständen will ich Jesus sehen." Da gab es kein Aufhalten. Kein Fragen: „Was werden die andern dazu sagen?" Und wie war er angesehen bei den Menschen? Betrüger war ein gelindes Wort für ihn! Reich geworden auf Kosten anderer! - Alles warf er über Bord!

Was ging es ihn an, was die andern sagten! Mochten sie ihn auslachen. Er hielt es einfach nicht mehr aus. Er wollte Jesus sehen.

Unter allen Umständen!

Das Verlangen war so übermächtig in ihm geworden, daß er nicht mehr anders konnte. Seine Bekannten, die ihn verachteten, sich aber auch für Jesus „interessierten", ließen ihn nicht herankommen. Da blieb ihm keine andere Wahl; er kletterte auf einen Maulbeerbaum. Und weil er unter allen Umständen wirklich zu Jesus wollte, sah der Herr ihn auch und sagte:

„Zachäus, ich muß heute in deinem Haus einkehren." Und dann kam die große Freude ins Haus! Alles kam in Ordnung. Jesus sprach zu ihm:

„Heute ist deinem Hause Heil widerfahren! Denn des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist!"

Es kommt also jetzt im Augenblick nicht darauf an, wie dein bisheriges Leben gewesen ist, weil Christus Macht hat, alles in Ordnung zu bringen. Aber auf eins kommt es an: Wie stellst du dich heute zu Jesus? Könntest du doch aus tiefstem Herzen sagen:

„Unter allen Umständen will und muß ich Jesus finden."

JE STEILER DEIN WEG, DESTO FROHER BIST DU OBEN

NACHTGESPRÄCH IN DER HERBERGE!

Eines Tages kam plötzlich der Chef zu mir und sagte, daß ich meine restlichen acht Tage Ferien nehmen sollte. Wenig später schon saß ich auf dem Fahrrad und fuhr mit einigen Kameraden durch's deutsche Land.

Nach einem langen Tag war es. Durch die Lüneburger Heide hatten wir uns gestrampelt, und Hamburg sollte noch geschafft werden. Wie es nun oft so bei Fahrten kommt: es regnete in Strömen. Hamburg mußten wir fahren lassen, und eine ganze Ecke vor Hamburg machten wir Quartier. So landeten wir in jener kleinen Jugendherberge, an die ich mit meines Lebens denken werde.

Wir hatten zusammen im Tagesraum gesessen und gesungen. Dabei hatten wir uns kennengelernt. Bald hatten wir auch durch unsere Art zu erkennen gegeben, daß wir „mit dem von Nazareth" waren. Einer saß da; - Fritz hieß er -der wollte gern von mir wissen, was ich über die Christen und das Christentum dächte. Und da waren wir schon im Gespräch. Es ging hin und her, für und wider.

Dann war es Zeit zum Abendbrot. Später, als der Herbergsvater die Betten verteilte, kam es so, daß wir beide eine Ecke zugewiesen bekamen, er oben, ich unten. War es Zufall?

Dann, als alles schlief, flüsterte auf einmal eine Stimme: „Du?"

„Ja?"

„Du, glaubst du denn wirklich, daß es diesen Gott gibt? Glaubst du wirklich, daß dieser Jesus einem helfen kann? Glaubst du wirklich, daß man ohne ihn kein Leben haben kann?"

„Ja, Fritz, das glaube ich." Nun bin ich ganz wach. Ich muß an jene Nacht denken, da einer zu Jesus kam. Diese Geschichte von Nikodemus erzähle ich ihm.

Als wir uns „Gute Nacht“ wünschen, sagte er: „Ich kann es doch nicht. Ich habe so vielen jungen Menschen gesagt, daß es keinen Gott gibt. Ich habe ihnen erklärt, daß ein ehrlicher Kerl alle diese Dinge mit sich selbst abzumachen habe. Und weißt du, wenn ich nun selbst anderer Meinung werde, bin ich doch ein Schuft. Nein, ich muß so weiter machen.“

Dann sage ich ihm, daß es eine Stelle in der Bibel gibt, die lautet: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß du, Fritz, nicht verloren gehst, sondern daß du, Fritz, das ewige Leben habest.“

Wieder hörte er still zu, und seufzend kam es von seinem Lager: „Ja, wenn ich nur könnte!“

Als er mir dann seine Geschichte erzählt, muß ich stumm werden. Was hatte ihm das Leben nicht alles an Enttäuschung gebracht! Er hatte keine Eltern mehr, war Menschen in die Hände gefallen, die ihn nur ausbeuteten.

Am nächsten Morgen, als wir uns für die Weiterfahrt rüsteten, sagte er mir: „Ob wir wohl zusammenkommen mußten? Ich war die vorige Nacht schon hier. Aber als ich gestern abgefahren war, kam ich in einen solchen Regen hinein, daß ich umkehrte. Ob wir wohl zusammentreffen sollten?“

Und wie hatte ich geschimpft, daß ich in den Regen kam und das Ziel Hamburg nicht erreicht hatte! Da wußte ich, weshalb es so hatte kommen müssen. Ich sagte ihm: „Ja, wohl, wir sollten zusammentreffen! Und nun vergiß nicht, dein Leben von diesem Herrn in Ordnung bringen zu lassen!“

WENN WIR VOR JESUS STEHEN,
STEHEN WIR VOR UNSEREM SCHICKSAL,
UND WIE WIR UNS ZU IHM STELLEN,
SO ENTSCHIEDET SICH DAS SCHICKSAL
UNSERES LEBENS

WARUM?

„Die Mehrzahl der Zeitungen, die in den fünf Erdteilen erscheinen, und die meisten der Millionen Briefe, die von Menschen aller Rassen geschrieben werden, datieren sich nach der Geburt eines Knaben aus einer Landschaft am östlichen Rande des ehemaligen römischen Reiches.

Er wuchs im Hause eines arbeitsamen Zimmermannes auf und betätigte sich selbst mit eigenen Händen in diesem Handwerk, bis er ungefähr dreißig Jahre alt war. Dann lehrte er zwei oder drei Jahre hindurch eine Schar junger Leute, von denen einige Fischer waren, keiner aber ein gelehrter Mann, und er heilte die Leute. Er hat keine Bücher geschrieben, hatte niemals eine herrschende Stellung inne. Er hatte kein Heer. Auf schreckliche Weise, wie sie für die schlimmsten Verbrecher und für Aufrührer vorbehalten war, wurde er von der römischen Behörde hingerichtet.

Warum rechnet dann die Geschichte der Menschheit nach dem Jahr seiner Geburt? Warum nicht nach der Geburt des Augustus, der Kaiser war, als jener geboren wurde?

Oder nach Alexander dem Großen, der mit dem Marsch• tritt seiner Heere nicht nur die Erdteile erschütterte, sondern in dessen Siegesfahrten auch griechischer Gedanke und griechische Kunst - eine neue und wunderbare Kultur -erblühten?

Oder nach Julius Cäsar oder Napoleon?

Warum nach der Geburt jenes Nazaräers?“

So fragt der bekannte Jugendführer Basil Mathews in seinem Buch „Jesus“.

Nicht wahr, wir wissen die Antwort:

Darum, weil dieser Jesus nicht einer von Vielen, auch nicht eine der vielen „Berühmtheiten“ der Welt ist, sondern der Heiland der Welt.

WER CHRISTUS HAT, HAT ALLES, WER IHN NICHT HAT, HAT NICHTS PRINZ
BERNADOTTE VON SCHWEDEN

GESPRÄCH IM D-ZUG!

Nun sollte es auch für mich Weihnachten werden. Gerade noch hatten wir mit unserem Posaunenchor um Mitternacht im Wartesaal des Bahnhofs geblasen. Ich hatte gesprochen und den Reisenden die Weihnachtsbotschaft gesagt. Jetzt saß ich im D-Zug und fuhr für zwei Tage in die Heimat.

Der Zug war sehr besetzt in dieser Nacht. Die meisten Abteilinsassen schliefen oder dösten. Neben mir saß ein älterer Herr. Er hatte schon einige Male zum Gespräch angesetzt, aber ich hatte gar nicht auf ihn geachtet. Abgespannt wartete ich nur auf die Ruhe zu Hause.

Schließlich sagte mein Nachbar: „Ja, alle haben Weihnachten, nur ich nicht!“

Da werde ich hellhörig. „Ja, aber wieso denn nicht?“ frage ich ihn.

„Ja, wie kann man Weihnachten feiern, wenn man vor wenigen Tagen erst die Frau zu Grabe getragen hat?! Und nun dazu noch das Telegramm, daß die Tochter, die bei Vera wandten wohnt, schwer erkrankt ist und wahrscheinlich auch sterben wird.“

Ja“, sage ich und weiß nicht weiter.

Ich hatte schon vom Weihnachtsbaum und dem alten Haus auf dem Berge mit all seinem Schnee und seiner Ruhe und den lieben Menschen darin geträumt. Und nun steht da ein anderer Berg haushoch vor mir.

„Ja, wissen Sie, eben habe ich im Wartesaal, als ich Aufenthalt hatte, Posaunenblasen gehört, und ein junger Mann sprach von der Freude, die allen Menschen widerfahren solle. Das ist ja alles schön und gut. Aber für mich? Nein, es wäre das Beste, man wäre auch unter der Erde.“

„Aber glauben Sie nicht, daß die jungen Menschen, die dieses Wort sprachen, das aus ihrem Alltag mitgebracht haben? Glauben Sie nicht, daß auch sie etwas vom Leid wissen?“

„Ja, aber denken Sie, war es nicht genug, daß erst vor einigen Tagen die Frau starb? Soll auch das Kind, das einzige, das ich noch habe, nicht mehr sein?“

Glauben Sie, daß das ein gerechter Gott ist, und ist das vielleicht Liebe? Hätte er mich denn nicht jetzt erst noch Weihnachten feiern lassen können?“

So schaut er mich an, als wenn er sagen wollte: „Was sagst du nun?“ Ich bete, daß Gott mir doch das rechte Wort schenken möge.

„Wissen Sie“, sage ich, „ich bin noch jung. Aber vielleicht darf ich Ihnen von mir, aus meinem Leben etwas erzählen.“ Ich schaue ihn an. Er überlegt erst, was der junge Kerl neben ihm wohl zu sagen hat.

Dann erzähle ich ihm: „Kürzlich erhielt ich ein Telegramm: ‚Sofort nach Hause kommen, Mutter schwer krank.‘ Ich fahre und treffe die Mutter zu Hause nicht mehr an. Sie liegt im Krankenhaus. In der Frühe des nächsten Tages fahre ich in die Kreisstadt und stehe an ihrem Bett. Sie erkennt mich aber nicht. Der Arzt zuckt die Schultern. Bald

sind die kurzen Ferien vorbei. Ich muß wieder in die weite Stadt und fahre ab, ohne zu wissen, ob ich nicht jeden Tag eine Nachricht mit der Todesanzeige der Mutter erhalte. Dann höre ich, daß sie inzwischen ins Sanatorium eingeliefert wurde.“

Aufmerksam folgt er jetzt meinen Worten.

„Wissen Sie, ich hatte da einige Kameraden, die sagten zu mir, als ich von meinem Leid

sprach: ‚Wir wollen mit dir beten. Du weißt doch, daß Gott Gebet erhört.‘ Ich wollte sie nicht beleidigen, aber lange hielt ich es bei ihnen nicht aus und lief durch die Wälder. In all den traurigen Gedanken standen die Kameraden vor mir, die auch jetzt zusammenkamen, um den Vater im Himmel für das Leben meiner Mutter zu bitten. Ich fing auch an zu beten. Und wissen Sie, das Unglaubliche geschah, die Mutter wurde wieder gesund. Seitdem lasse ich nicht mehr von diesem Herrn. Glauben Sie mir, dieser Herr kann das Leben Ihrer Tochter noch erhalten, vor allem aber kann er Ihnen die Kraft zum Tragen des Leides geben. Wollen Sie es nicht mit ihm ver. suchen?"

Der Zug hält. Ich muß in eine Kleinbahn umsteigen, und mit einem kräftigen Händedruck trennen wir uns.

NICHT GOTT VERLÄSST DICH,
DU VERLÄSST IHN
KIERKEGAARD

ZWEI AUF DER FLUCHT

Er hatte es tatsächlich versucht. Mit mehreren Deutschen zusammen hatte er im Mannschaftsraum des französischen Truppentransporters gelegen. Seit sie zur Legion gehörten, war eine große Ernüchterung über sie gekommen. Alle Begeisterung war längst verflogen. Nun hatten sie ausgemacht, im Suezkanal auf alle Fälle über Bord zu gehen, um den Versuch zu machen, an Land zu kommen.

Sie waren auch gesprungen. Das Aufklatschen ihrer Leiber auf dem Wasser war von den Posten gehört worden. Man hatte auf sie geschossen. Dann war das schnell zu Wasser gelassene Boot herangekommen und hatte sie wieder an Bord geholt.

Ich halte den Brief mit dem Absender aus der Fremdenlegion in meinen Händen. Dann nehme ich eine Mappe aus dem Schrank und lege diesen Brief zu oberst.

Was enthält diese eine Mappe nicht alles!

Das Vormundschaftsgericht hatte mich vor Jahren zum Vormund über einen Jungen bestellt, einen Jungen, der alle Mühe, Arbeit und Liebe seiner Großeltern, bei denen er aufwuchs, mißachtete und lieber auf seine vielen Freunde hörte. Es blieb nicht aus, daß er auf die schiefe Bahn geriet. Wie oft haben die Großeltern in ihrer Liebe und Geduld alle Entgleisungen verziehen. Wie manchen schweren Gang hat der Großvater für ihn zum Lehrmeister getan und herzlich darum gebeten, es doch noch einmal mit dem Jungen zu versuchen. Dann fing er mit guten Vorsätzen wieder an, und es schien, als würde alles gut gehen. Wenn nur die „guten Freunde" nicht gewesen wären!

Eines Tages mußte er fort, weil er straffällig geworden war. Man suchte ihn und fand auch seine Spur. Er aber hielt es für besser, wieder zu flüchten. Und jetzt liegt in meiner Mappe dieser Brief von ihm - aus der Fremdenlegion. Da sitzt er nun in der Fremde. Noch schreibt er, daß er ein neues Leben anfangen will. Aber aus seinen Zeilen liest man die Verzweiflung: Ich kann nie mehr nach Hause.

Meine Gedanken wandern zurück in mein Heimatdorf. Da war eines Tages große Aufregung. Ludwig, von uns allen „Louis" genannt, sollte in eine Erziehungsanstalt. Er hatte allerhand auf dem Kerbholz. Nichts war vor ihm sicher. In die Schule kam er, wann es ihm paßte. Der Gemeinderat hatte daraufhin beschlossen, daß „Louis" fort müßte.

Unser guter alter Wachtmeister redete mit ihm und brachte ihn weg. Als sie am Bestimmungsort ankamen, sah Louis das riesige Haus. - Dort sollte er hin, fort aus der Freiheit? - Nein! Und ehe sich's der Wachtmeister versah, war Louis auf und davon. Die

sofort aufgenommene Suche nach ihm blieb erfolglos. Man munkelte, er solle sich in unseren Wäldern aufhalten. Die Eltern wollten uns nicht mehr zum Herumstreifen allein in die Berge lassen. Es war auch tatsächlich so. Es hatte Louis in die Freiheit der heimatlichen Wälder gezogen, und weil es Sommer war, konnte er es schon eine Weile aushalten.

Als es aber kälter wurde, hatte er sich in einer Nacht auf den Weg ins Dorf gemacht. Er wollte in sein Elternhaus. Der Wachtmeister sah ihn von ferne. Louis sprang davon, aber er war bald umstellt. Es blieb ihm zur Flucht nur der Fluß. Und er sprang zum Entsetzen aller hinein. Da griff der Beamte zur Pistole, und nach seiner Aufforderung zur Umkehr, der Louis nicht folgte, schoß er. Louis wurde verwundet, gefangen und kam so doch in die Erziehungsanstalt. Es ist später ein brauchbarer Mensch aus ihm geworden.

Über dem Leben vieler Menschen steht das Wort: Flucht. Flucht vor Gott! Und was treibt sie zu dieser Flucht? Ihr Gewissen, das sie schuldig spricht.

Kennst du so ein Gewissen, das dich nicht mehr schlafen läßt? Unfroh und unglücklich schleichst du herum. Deine Mitmenschen, deine Angehörigen erkennen dich nicht wieder.

Was wissen sie von einem solchen Gewissen, das einen verfolgt! Schuldig, schuldig - jeden Tag aufs neue! Ja, Flucht ist der einzige Ausweg! Wirklich?

Gott ist bereit, den Flüchtigen eine neue Heimat zu bereiten: „Kommt her zu mir . . . ich will euch erlösen!“

Eine frohe Botschaft für solche, die vor Gott fliehen wollen. Sie sollen zur Ruhe kommen, sie sollen eine neue Heimat erhalten. Eine Heimat für Heimatlose!

NICHTS IST FEIGER ALS DIE AUSREDE,
NICHTS IST GRÖßER ALS DAS ZUGEBEN DER SCHULD
BODELSCHWINGH

VOM FUNDAMENT UNSERES LEBENS

Kürzlich stand ich mit einer Gruppe von Mädchen und Jungen auf dem Markusplatz in Venedig. Ich erzählte ihnen, wie vor vielen Jahren die Kunde durch Europa eilte, der Campanile auf dem Markusplatz in Venedig sei ganz plötzlich am hellichten Tage zusammengestürzt und habe den Markusplatz mit seinen Trümmern überschüttet.

Wie kam das?

Im Bau selbst hatten sich nirgends Risse gezeigt. Die Quadersteine waren fest ineinandergefügt. Der Fehler lag im Fundament. Die schweren Balken, mit denen dieser alte Bau in den Meeresgrund der Lagunen eingerammt war, waren nicht fest genug: daher der plötzliche Zusammenbruch.

Wie oft habe ich gerade bei jungen Menschen einen ähnlichen ganz unerwarteten Zusammenbruch erlebt. Es war, wie es Jesus am Schluß der Bergpredigt ausdrückt: Da fiel das Baus und tat einen großen Fall. Einen ganz furchtbaren Sturz, vielleicht in einer Unterschlagung oder Lüge, einen Fall aus dem ganzen Zusammenhang mit Gott heraus.

Was war der Grund?

War die Versuchung zu groß gewesen? Nein, der Grund lag tiefer. Es hatte von Anfang ihres christlichen Lebens an am Fundament etwas gefehlt. Das Haus ihrer Persönlichkeit war nicht tief genug eingerammt gewesen in den Meeresgrund der Gnade. Die Vergangenheit war nicht in Ordnung gebracht worden. Daher dieser plötzliche Zusammenbruch.

Es gibt - das hat uns Jesus am Schluß der Bergpredigt eingeprägt - ein architektonisches Gesetz für den Aufbau der Persönlichkeit, und das heißt: Das Fundament ist wichtiger als der ganze Bau. Was Jesus dort sagt von dem Haus, das auf dem Felsen ruht, und von dem anderen Haus, das auf Sand gebaut ist, verstehen wir heute noch viel besser als früher. Die Ingenieure

wissen ganz genau: Wenn wir etwa das Maschinenhaus einer Fabrik errichten oder einen Kran aufstellen, so muß das Fundament so fest in den Boden einbetoniert sein, daß keine Bewegung der Maschinen das Fundament jemals erschüttern kann. Die Eisenkonstruktionen mögen noch so gut sein, die Maschinen noch so ausgezeichnet, wenn das Fundament schwankt, ist der ganze Bau unbrauchbar.

Es ist darum gut, wenn wir einmal ganz einseitig an das Fundament unseres Lebens denken. Wir wollen uns deutlich machen, wie unendlich wichtig die Frage aller Fragen, die Fundamentalfrage ist:

Wie bekommen wir einen gnädigen Gott?

BLICK AUF DAS KREUZ

Hart an der deutsch-französischen Grenze steht eine kleine Dorfkirche. Ein Meister des Mittelalters schuf dort ein Portal mit einer Kreuzigungsszene. Mittelpunkt war das Kreuz. Um das Kreuz herum stehen die Gestalten, die wir aus der biblischen Geschichte kennen. Der Blick dieser Menschen geht auf das Kreuz.

Da kam der Krieg. Ein Granatsplitter zerstörte dieses Meisterwerk, riß aus der Menschengruppe das Kreuz mit dem Gekreuzigten heraus. Was übrig blieb, ist schreckhaft anzusehen. Da stehen all die Menschen wie vorher und Starren auf den Fleck, wo das Kreuz stand. Aber es ist nichts mehr da. Der Blick der Menschen geht ins Leere.

So ist es bei vielen Menschen in unseren Tagen.

Wilhelm von Kügelgen erzählt in seinem Buch „Lebenserinnerungen eines alten Mannes“ von dem Tode seines Vaters durch Mörderhand. Als man seiner Mutter die schreckliche Kunde brachte, war sie einige Zeit wie betäubt. Aber dann faßte sie ihr innerstes Empfinden in die Worte: „Nicht ich trage das Kreuz - das Kreuz trägt mich.“

Diesen Blick auf das Kreuz haben wir verloren. Wir sind bereit, mit den Menschen von vor zweitausend Jahren zu sprechen: „Steig herab - daß wir sehen und glauben!“ Wir wollen ihn sehen, wie er herabsteigt vom Kreuz. Aber was wäre dann das Bild vom Karfreitag? Zwei Männer, die zur Hölle fahren, zwei Kreuze, beladen mit Sünde und Fluch. Und das Kreuz in der Mitte? Das Kreuz wäre leer. Wäre er herab gestiegen vom Kreuz, dann gäbe es keine Vergebung, keine Heimkehr ins Land der Herrlichkeit, kein Licht im Fenster des Vaterhauses, das uns leuchtet als freundlicher Stern in dunkler Nacht, keine Hand, die nach uns greift, wenn uns die Welt im Sterben vergeht. Nein, dann wäre unser Tod ein Sturz in die Tiefe. Und unser Leben?

Ketten schleppen müssen, die wir täglich mehr hassen. Mißmutig des Morgens erwachen, um in harter Gebundenheit durch den Tag hindurchgejagt zu werden. Kein Anlauf mehr möglich, aus dieser Haft zu entkommen. Tränen, die niemand trocknet, und die brennen wie Feuer. Seufzer, von keinem gehört, die von der Decke unserer Kammer ab. prallen und sich wie Bleigewichte auf unsere Seele legen. Glanzlose Augen, zweckloses Dasein, hoffnungsloses Sterben. Das wäre unser Leben, wenn er herabgestiegen wäre vom Kreuz.

Aber er ist nicht herabgekommen. Er hatte seine Hand so tief hineingeschlagen in das Elend der Menschheit, daß er sie nicht wieder herausziehen konnte, ohne an dieser Hand all die Verlorenen, die an ihn glauben, nach Hause zu bringen.

Zwei hingen neben ihm an ihren Kreuzen. Beide waren Mörder, beide hatten ihn geschmäht. Dann wurde es still auf der einen Seite. Gott fing an, in einem verzweiferten Herzen zu arbeiten.

Der Mann zur Rechten schaut und hört. Er versteht nicht alles, er ahnt es nur. Aber überwunden wird er durch das Sterben dieses Heiligen, der aus Liebe sich zu Tode blutet. Wie

ein Hoffnungsstrahl kommt es über ihn. Er versinkt schon im Meer der Sünde und des Verderbens. Aber mit einem letzten Sprung rettet er sich hinüber, und mit einem Griff des Glaubens greift er nach diesem Heiland: „Jesus, vergiß mich nicht!“ Und bekommt eine helle Antwort: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Und der Mann zur Linken? Ihm konnte Christus nicht helfen. Keine Buße, kein Suchen nach seiner Heilandshand. Er trieb hinein ins Verderben mit frechem Mund und hartem Herzen. Es war derselbe Karfreitag, an dem sie starben; es war derselbe Kriegsknecht, der ihnen mit seiner Keule die Beine zerbrach; es war dieselbe Stätte, auf der sie beide verscharrt wurden. - Aber als sie erwachten, da ging der eine ein durch das Tor des Paradieses, und der andere ging an den Ort der ewigen Qual.

Das Kreuz und die Kreuze reden auch zu uns. Sie sind wie ein Ruf zur Entscheidung. Es ist eine sehr persönliche Sache mit dem Seligwerden und Verlorengehen. Da geht ein Schnitt mitten durch die engsten Bande unter den Menschen.

DER RUF NACH STILLE!

Advent ist die lauteste, unruhigste, gehetzteste Zeit des ganzen Jahres. Die Äußerlichkeiten nehmen alle Zeit und Kraft: Zur inneren Sammlung und Vorbereitung kommt es nicht. Und wenn Weihnachten da ist, so ist man müde und abgespannt und „hat nichts vom Fest“. Oder man feiert und feiert und vergißt über allem Feiern das eigentliche Feiern“. Es

geht wie bei jener großen Taufgesellschaft, zu der man sich in einem gastlichen Hause zu Weihnachten eingefunden hatte. Man war aus der Kirche gekommen und hatte schließlich, als die Flurgarderobe nicht ausreichte, auch im Schlafzimmer abgelegt. Irgendein Unbesonnener legte seinen Mantel auf das Bettchen des schlafenden Kindes. Ein zweiter Gast tat es ihm nach. Nun feierte man drinnen fröhlich unter dem Weihnachtsbaum, schmauste und lachte und ließ die Gläser klingen. Als man sich dann des Säuglings erinnerte, der auch sein Recht haben mußte, fand ihn die Mutter erstickt unter den vielen Sachen, die man über das Kind gelegt hatte.

Ersticken kann man zwar Jesus von Nazareth nicht. Er lebt und regiert als König der Welt, auch wenn die Welt sich nicht um ihn kümmert. Aber seiner Botschaft, der Stimme Gottes unter uns, dem wunderbaren Weihnachtsevangelium ergeht es leider oft so wie jenem Kinde. Da sind die ungezählten Festvorbereitungen, die Essens- und Geschenkfragen, die vielen Feiern und Feste in Familien und Gemeinde, die vermehrte Arbeit in Beruf und Geschäft und all die Vielgeschäftigkeit, die nun einmal das Weihnachtsfest mit sich bringt. Über die Hauptsache nachzudenken, bleibt keine Zeit - das Beste wird erstickt. Selbst harte Notzeit hat es bei vielen nicht vermocht, ihre Gedanken auf das große Weihnachtsgeheimnis zu lenken. So soll es nicht sein - so braucht es nicht zu sein!

Eins der tiefsten Adventsworte lautet: „Gott, der Herr, der Mächtige, redet und ruft der Welt vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang . . . Unser Gott kommt und schweigt nicht.“ Gott redet! So steht es über der Krippe. Und wo Gott redet, da haben die Kinder stille zu sein und auf ihn zu hören. Wenn Könige reden, dann schweigen die Völker. Wenn Gott redet, dann hält die Welt den Atem an. Ja, sie sollte es. Doch tut sie das Gegenteil und - wundert sich dann, daß sie ihn nicht versteht und begreift.

Advent! Gott kommt und will reden, so gewaltig reden wie nie zuvor in der Welt, reden durch seinen Sohn, durch sein „Fleisch gewordenes Wort“.

Darum, wenn du seine Stimme hören, wenn du ihn ver. stehen willst - sei stille!

Gib den tiefsten Tiefen deines Herzens nach, die da schreien nach Stille. Dann wird für dich Weihnachten die Brücke zum anderen Ufer! Der Weg vom Dunkel zum Licht, die Wende

vom Alten zum Neuen. Dann wird dir die Gewißheit:
Mir ist heute der Heiland geboren -
Weihnachten ist alle Tage!

ZEUGEN GESUCHT!

Ich stehe an der Haltestelle und warte auf meine Straßenbahn, die mich in einen Vorort der Industriestadt bringen soll. Ich warte und warte, aber die Bahn kommt nicht. Sollte irgendwo ein Verkehrsunfall gewesen sein? Es gießt in Strömen. Unruhig laufe ich hin und her. Zu spät darf ich auf keinen Fall kommen.

Drüben auf der anderen Straßenseite ist ein Kino. Durch einen Lautsprecher klingt ein Schlager herüber. Die Leute an der Haltestelle stampfen mit den Beinen den Takt. Jetzt verstummt die Musik. Eine Stimme ertönt: „Achtung! Achtung! Besuchen Sie den großen Kriminalfilm ‚Zeugen gesucht‘. Na, denke ich, die Bilder kannst du dir ja mal ansehen: Ein Mann liegt am Boden. Ist er tot, oder bewußtlos? Nut ist auch zu sehen. Ein Schupo beugt sich über ihn, sucht mit den Augen den Boden ab. Scheinbar kann er nichts feststellen. Es gilt, die Sache aufzuklären. Ist es ein Mord? Oder ein Unfall? Deswegen: Zeugen gesucht!, die das, was hier geschehen ist, gesehen haben und berichten können. Da kommt meine Bahn, und während wir aus dem Ge. triebe der Großstadt in die dunklen Straßen der Vorstadt kommen, klingt es in meinen Ohren nach: Zeugen gesucht! Das Wort ließ mich nicht los. Auch heute werden Zeugen gesucht. Junge Menschen sollten Zeugen sein.

„Aber bitte“, sagt ihr, „wir sind doch gar nicht dabei gewesen!“ Gebt acht! Im Neuen Testament wird uns von einigen Männern erzählt, die alle ihre freie Zeit zur Verfügung stellten, um etwas Wichtiges bekannt zu machen. Kurze Zeit vorher war Jesus Christus hingerichtet worden. Es hatte große Aufregung im Volk gegeben, und der Geistliche Rat hatte alle Hände voll zu tun gehabt, um seine erschütterte Stellung im Volk zu halten. Er war froh, daß der Tag der Hinrichtung ruhig verlaufen war. über die ganze Geschichte sollte Gras wachsen. Da stellten sich diese jungen Männer an verkehrsreiche Straßenecken und auf öffentliche Plätze. In ihren Ansprachen an die Vorübergehenden und Stehenbleibenden hieß es immer wieder:

„Ihr meint, Jesus von Nazareth sei tot. Das ist aber nicht wahr. Christus ist auferstanden und beweist euch damit, daß er der Sohn des lebendigen Gottes ist.“

Das erregte Aufsehen. Einige unter den Zuhörern holten die Hüter des Gesetzes herbei, um jene jungen Männer ins Gefängnis werfen zu lassen. Die Obrigkeit drohte ihnen: „Wir wollen euch laufen lassen, wenn ihr euch verpflichtet, nicht mehr von der Auferstehung dieses Jesus zu reden.“ Aber da steht einer für alle auf - Petrus heißt er -, dem kann auch keine Drohung Angst machen. Sie waren doch dabei gewesen, sie hatten es mit eigenen Augen gesehen. Er sieht den Richter an und sagt:

„Wir können es ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gehört und gesehen haben.“

Er machte wahr, was Jesus zu ihnen gesagt hatte: „Ihr sollt meine Zeugen sein“.

Unsere Zeit braucht ebensolche Zeugen.

WENN DEIN EIFER NIEMAND
LÄSTIG WIRD, WENN DEIN UNGESTÜM
NIEMAND AUF DIE NERVEN FÄLLT
SO WIRST DU WAHRSCHEINLICH
KEINE BERGE VERSETZEN
NETTE MENSCHEN WERDEN NIE
DIE WELT FÜR CHRISTUS EROBERN

NIKOLAUS BOLT

ICH WERDE ES IMMER ERZÄHLEN

„So lange ich lebe“, sagte der Amerikaner James C. Whittaker, „werde ich den Leuten das große Abenteuer meines Lebens erzählen.“ Und es ist wahrhaftig eine Geschichte, die des Berichtens wert ist:

Im Oktober 1942 müssen einige amerikanische Soldaten, die sich über dem Stillen Ozean verfliegen haben, mit ihrer fliegenden Festung auf See niedergehen.

Die überaus gefährvolle Wasserlandung gelingt soweit, daß die Besatzung sich in drei winzige Schlauchboote retten kann. Das Flugzeug versinkt im Meer.

Ihre Lage ist verzweifelt: Einige Glieder der Besatzung sind verletzt oder krank, Lebensmittel und Trinkwasser fehlen. Vier Orangen sind ihr Proviant! Das Wasser um die kleine Bootsflotille wird belebt von den dreieckigen Flossen der Haifische. -

Die Chancen, durchzukommen, waren 1:1000. Drei Wochen im Schlauchboot. Hoffnungslos! Wie überlebten diese Männer jene grauensvollen einundzwanzig Tage?

Einer der Soldaten hatte sein Neues Testament gerettet. Um der Verzweiflung, die sie packen wollte, zu entgehen, hielten die Schiffbrüchigen täglich im Angesicht des Todes Bibellesungen ab.

Die Not lehrte sie die Hände falten. Sie wußten nicht einmal mehr, wie sie Gott anrufen sollten. Das hatten sie vergessen. Aus der Tiefe ihres Herzens heraus redeten sie ihn mit „Alter Meister“ an. Und Gott war auf dem Wasser! Regen bewahrte sie vor dem Verdursten im salzigen Meer, ein paar ins Boot springende Fische, die sie roh verschlingen mußten, bewahrten sie vor dem Hungertod.

Am 11. November wurden sie an eine Insel getrieben und gerettet.

Zu dieser Besatzung gehörte der Hauptmann Richenbacker, ein verwegener Autorennfahrer und der beste amerikanische Kampfflieger des Weltkrieges. Nachdem sie in Sicherheit waren, sagte er zu dem Soldaten Bartek:

„Nun danke Gott für das Testament, das du bei dir hattest mein Junge. Du hast gesehen, was der Glaube für einen Mann bedeuten kann.“ Nach seiner körperlichen Wiederherstellung hielt Whitt. »Ihr, der vorher dem christlichen Glauben gleichgültig gegenüberstand, sechzig Tage lang vor Tausenden von Arbeitern an der Westküste Vorträge über diese Schlauchbootfahrt. Er sagte seinen Zuhörern:

„Ich erzähle Ihnen diese Geschichte von den Schlauchbooten, weil ich dort draußen in den heißen Tagen in der Wasserwüste Gott fand. Ich wurde von ihm erhört wie vielleicht nie mehr im Leben. Ich werde es immer erzählen, solange ich lebe. Es war das größte Erlebnis, das ein Mensch haben kann. Es ist die größte Geschichte, die ein Mensch zu erzählen vermag.“

BROT

Heiligabend! Wir stehen am Brotschalter des Gefangenenlagers. Der Tag auf der Baustelle war schwer gewesen. Während der Arbeit waren unsere Gedanken immer wieder nach Hause gewandert. Und der Hunger hatte uns gequält.

Jetzt bekomme ich meine Ration - zweihundert Gramm Brot. Ich bin schon weggetreten, um dem nächsten Kameraden Platz zu machen, da ruft mich der Ausgeber am Schalter zurück.

„Das ist für dich abgegeben worden“, sagt er und drückt mir ein ganzes Brot in die Hand.

Ich konnte es gar nicht fassen. Das sollte für mich sein? Ein ganzes Brot? Das war bestimmt ein Irrtum. Aber das Rätsel löste sich. Ein Kamerad, der sich durch zusätzliche Arbeit Rubel verdienen konnte, hatte es für mich gekauft, um mir eine Weihnachtsfreude zu machen.

Beim Kerzenschein haben wir dann im kleinen Kreis zusammengesessen und Weihnachten gefeiert. Das Brot haben wir gemeinsam gegessen. Wir spürten, wie wir neue Kraft und neuen Mut bekamen. Das Brot hatte Wunder gewirkt.

Ja, Brot hat lebenweckende und -erhaltende Kraft. Jeder weiß aus eigener Erfahrung, wenn er nach mehrstündiger Arbeit heimkommt, was Brot wert ist. „Sein Brot verdienen“, sagt man und meint damit alles zum Leben Notwendige. Brot ist das, was wir am allernötigsten brauchen. Brot gibt Kraft, nicht Leckereien. Von Brot nur können wir uns wirklich ernähren. Geht uns das Brot erst aus, sind wir Todeskandidaten.

Wer leben will - ein Leben, das wert ist, gelebt zu werden - der braucht das Brot des Lebens. Wer leben will, der muß das Brot des Lebens wollen. In uns Menschen regt sich ein eigentümlicher Hunger nach mehr als nur irdischem Brot. Diesen Hunger stillt allein der, der uns vom Himmel als unser Lebensbrot gegeben ist. Wenn wir ihn verschmähen, sind wir Todgeweihte. Er allein kann uns die Kraft verleihen, um fröhliche, starke Matschen zu werden.

Ohne ihn sind wir bei lebendigem Leibe tot. Nur wenn wir von ihm leben, können wir zu Kräften kommen. Nur er kann das Verlangen unserer Herzen stillen, diesen Hunger, der sich mit irdischem Brot nicht stillen läßt.

Er sagt: „Ich bin das Brot des Lebens.“

So TUN ALS OB . . .

Der Posaunenchor in unserem Heimatdorf brauchte dringend neue Bläser. Im Ort wurde überall herumgefragt, wer von den Jungen wohl mitblasen wollte. Das ganze Dorf nahm Anteil daran. Galt es doch, den Chor spielfähig zu erhalten. Es gehörte einfach dazu, daß er an den Festtagen spielte. Und die Kranken freuten sich immer, wenn in ihre Einsamkeit hinein ein paar Lieder klangen.

Man überlegte hin und her, und ausgerechnet meine Freunde und ich sollten in den Chor. Wir wußten gar nicht, wie wir zu dieser Ehre kamen. Sonst schimpfte man immer auf diese vier Lausbuben. Jedesmal, wenn eine Fensterscheibe kaputt war, sollten wir es gewesen sein. Einmal hing das Schild „Heute Eis“, das rechtmäßig zum „Kaffee Central“ gehörte, vor dem Hause unseres Lehrers. Wir wußten gar nicht, weshalb wir nachmittags noch einmal in die Schule kommen sollten. Aber wenn irgend etwas passierte, so galt ausgemacht, daß wir die Schuldigen waren. Und nun sollten wir in den Posaunenchor. Wir zogen also zur Übungsstunde und bekamen unserer Hörner. Wie schön das klang in dieser Stunde! Wir konnten schein't's schon etwas. Der Dirigent, der tagsüber im Walzwerk arbeitete, sagte uns beim Abschied: „Ihr müßt aber tüchtig üben, sonst wird es nichts!“

Das wollten wir auch. Aber was es doch für komische Leute gibt! Ich übte in den nächsten Tagen zu Hause, und die Nachbarn schimpften mit meinem Vater. Ich verstand immer nur: „Wir werden Anzeige wegen ruhestörenden Lärms erstatten.“ Also Lärm nannten diese Leute das. Es mußte wohl so sein, denn Vater verbot mir ein für allemal das Blasen zu Hause. Jetzt konnte ich nur noch in den eigentlichen Übungsstunden blasen. In eine der nächsten Proben kam unser Dirigent mit der Nachricht, daß wir am nächsten Sonntag auf dem Missionsfest im Nachbardorf blasen mußten. Die Freude war groß. „Wir auch?“ fragten meine Schulkameraden. „Sicher, ist doch klar, alle müssen mit!“

Mir aber war genau so klar, daß ich unmöglich mitmachen konnte! Am Schluß der Stunde faßte ich mir ein Herz und sagte dem Dirigenten: „Ich kann doch noch gar nicht. Das 'gibt noch viel zu viele falsche Töne.“ „Ja, was machen wir denn da? Mit mußst du!“ Seine Stirn zog sich in Falten. Er dachte nach. Und auf einmal strahlte er: „Ich hab' es! Weißt du, wenn eine Stelle kommt, wo du nicht ganz sicher bist, dann setzt du ab und läßt hier 11111 Horn das

angesammelte Wasser heraus." Das leuchtete mir ein. „Ja, ich kann aber doch nicht die ganze Zeit Wasser aus dem Horn lassen. Das merken doch die Leute.“

„O weh, so schlimm steht es bei dem!“, mochte der Dirigent denken. „Macht ja nichts!“ sagte er dann. „An einigen Stellen läßt du das Horn ruhig am Mund, machst die Backen dick und tust so, als ob du hineinbliesest.“

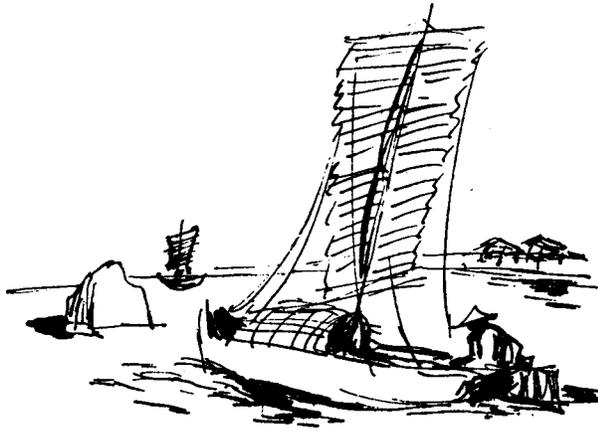
Wir saßen in einer todlangweiligen Schulstunde. Mein Nebenmann hatte in seinem Buch ein kleines Heft und las darin. Der Lehrer merkte nichts. Ich puffte ihn unter der Bank und signalisierte durch Zeichen: Her damit! Er hatte es gerade durchgelesen. Geschickt schob er es mir zu. Dann vertiefte ich mich in die Lektüre. Es war ein Heft von Wildtöter und seinem Indianerfreund.

Vom Unterricht hörte und sah ich nichts mehr. Ein Name war gerufen worden. Mein Nebenmann gab mir ein Zeichen und trat mir auf die Füße. Das merkte ich. Aber schon stand der Lehrer neben mir. Er sah das Heft und brachte vor Erstaunen keinen Ton heraus. Schwups, hatte ich eine „kleben“. Jetzt war ich ganz bei der Sache und verstand, was er sagte: „Er tut so, als ob er aufpaßte, und dabei -“. Weiter kam er vor Aufregung nicht. Neulich las ich eine Geschichte aus Afrika. Ein Missionar war nach Uganda gekommen. Als er in die Hauptstadt einzog, waren die Jungen mitgelaufen und bald zu ihm in die Schule gekommen. Drei von ihnen hatten den Heiland lieb gewonnen. Aber das war in Uganda verboten!

Eines Tages gab der König des Landes - Mtesa hieß er - den Befehl, alle Christen zu töten. Auch die drei Jungen gehörten zu den Verhafteten. Einer war erst 12 Jahre alt. An einem großen Sumpf wurde ein Gerüst aufgebaut. Brennholz wurde herbeigeschleppt. Die Christen sollten verbrannt werden.

Der Zwölfjährige war der Sohn eines Häuptlings. Der Vater wollte ihn vor den Qualen und vor dem Tode retten. Er bat den Jungen: „Tu so, als ob du nichts mit den Christen zu tun hättest. Dann ist alles gut. Ich will dir gern erlauben, daß du heimlich zu ihren Versammlungen gehst. Nur tu mir den Gefallen und tu so, als ob dich das nichts angehe.“ Die Freunde wurden losgebunden und kamen auf den Haufen. Tu so, als ob! ging es dem Jungen dauernd durchs Herz. Sollte er? Verzweifelt schaute er die Henker an. Jetzt oder nie! Aber wie hatten sie beim letzten Zusammensein gesagt? „Jetzt oder nie!“ Da sehen ihn seine Kameraden an - so tun, als ob? - nein. Willig läßt er sich abführen - in den Tod!

SOVIEL DER MENSCH IN DEN AUGEN
GOTTES WERT IST, SO VIEL IST ER
Und nicht mehr



AUF MICH ZU!

Einer der großen chinesischen Ströme ist bekannt durch eine besonders reißende Stromschnelle. Jedes Schiff und jedes Boot, dessen Steuermann nicht einen bestimmten Punkt an jenem gefährlichen Strudel kennt und sein Schiff dort hin lenkt, ist unrettbar verloren. Die Einheimischen haben an dieser Stelle einen gewaltigen Felsblock in den Strom gesenkt, der die Aufschrift trägt: „Auf mich zu!“

Jeder Schiffer, der diesem Wort gehorcht, kommt unbeschadet an der gefährlichen Stelle vorbei.

Wir alle fahren auf dem gewaltigen Strom des Lebens. Und auch dieser Strom hat viele gefährlichen Stellen, wie jener Fluß in China. Da steht an einem tückischen Engpaß: „Du sollst Vater und Mutter ehren“. Und an einem anderen: „Du sollst nicht begehren“ - . Lauter reißende Stellen, die unserem Lebensschiff zum ewigen Verderben werden können!

In diesen Strom nun hat Gott auch einen Felsblock hineingesenkt, der nicht aus totem Stein besteht: den lebendigen Felsen, welcher Jesus Christus heißt.

Dieser Felsen redet: „Kommt her zu mir!“.

Und wer sein Lebensschifflein auf diesen Felsen zusteuert, der wird leben. Denn Jesus Christus ist gekommen, daß wir das Leben und volles Genüge haben sollen.

ICH HAB'S GEWAGT!

Den ganzen Tag war ich durch die Straßen Londons gewandert. Nun wollte ich noch in die ehrwürdige St. Pauls Kathedrale. Am Eingang blieb ich unwillkürlich stehen. Unheimlich groß und weit entfernt war die Kuppel dieses stolzen Baues. Oben in der Kuppel bemerkte ich Menschen, die dort arbeiteten. Wie Puppen sahen sie aus!

In einem großen Gewölbe dieser St. Pauls-Kathedrale hat England die großen Männer seines Reiches begraben. Hunderte von Menschen gehen jeden Tag an diesen Grabsteinen vorüber. Auch ich schloß mich einer Führung an. Hier lag ein großer englischer Seeheld begraben. Und dort Wellington, der Mann, der in einer großen Schlacht auf unseren Feldherrn Blücher wartete und den bekannten Ausspruch tat: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen.“

Auf einer Platte, die in den Boden eingelassen war, stand: Sir George Williams. Das war ein Mann! Als Junge war er in die Weltstadt London gekommen, um den Kaufmannsberuf zu erlernen. Also ein kleiner „Stift“ war er. Seine Mutter hatte ihm beim Abschied die Mahnung mit auf den Weg gegeben: „Vergiß nicht, deinem Heiland treu zu bleiben! Und vergiß auch nicht, ihn anzurufen!“

Nein, das wollte er nicht. Mit diesem Vorsatz trat er in ein großes Kaufhaus ein. Damals wohnten die Lehrlinge und unverheirateten Angestellten im Hause des Kaufherrn und wurden auch dort gepflegt. Am Abend wurde unserem kleinen Stift auch ein Bett in dem gemeinsamen Schlafraum angewiesen. Vor dem Schlafengehen kniete er nieder, um zu beten, wie er es zu Hause getan hatte. Da aber gab es ein großes Geschrei.

Erstaunt schaute Georg auf - tatsächlich, sie wollten etwas von ihm. Und dann ging ihm ein Licht auf. Die anderen wollten nicht dulden, daß er mit seinem Gott redete. Aber nun gerade, sagte er sich. Sie hörten wirklich auf - ob wegen seiner Kühnheit, oder weil sie im Gewissen getroffen waren, das weiß man nicht.

Und er wird ein fleißiger und tüchtiger Kaufmann. Das können ihm auch die Spötter und Hasser nicht absprechen. Jetzt geht er zum Angriff über. Georg betet für seine Kameraden. Bald ist einer bei ihm und betet mit ihm. Es werden immer mehr. Jetzt beten sie für den Kaufherrn. Und auch er folgt dem Herrn Jesus.

Der kleine Kaufmannsstift gründete später eine Mission junger Männer an jungen Männern. Das englische Königshaus verlieh Georg Williams - dem Kaufmannslehrling vom Lande - den Adelstitel und begrub ihn unter den großen Männern seines Reiches.

George Williams hatte ein Wort über sein Leben geschrieben: „Ich hab's gewagt!“

Ja, aber was denn? - Den anderen zu trotzen? Kühn zu sein? - Nein!

Gewagt, Jesu Fahne zu fassen!

Gewagt, der Vergangenheit abzusagen!

Gewagt, mit der Sünde zu brechen!

Ich hab's gewagt, Jesus, meinem Herrn zu folgen!

Wäre das kein Losungswort, das wir über unser Leben schreiben könnten: „Ich hab's gewagt?!“

Irgendwann wirst auch du dein Elternhaus verlassen und in die Fremde ziehen. Vielleicht wird auch deine Mutter dich bitten: „Vergiß den Heiland nicht!“

Aber eins gilt es vorher zu tun, wenn du im brandenden Meer des Lebens feststehen willst:

Jesus dein Leben über. geben. Und dann laß es dein Wort sein:

„Ich hab's gewagt, Jesus, meinem Herrn, zu folgen, hinein in den Kampf des Lebens!“

WER SICH RECHT SIEHT,

SIEHT EIN BILD VON GOTTES GEDULD

WIR DACHTEN, WIR KÖNNTEN UNS SELBER HELFEN

Große Gerichtsverhandlung vor einem Seegericht. Angeklagt ist ein Kapitän, der sein Schiff auf See aufgegeben hat. Der Zuschauerraum ist gedrängt voll. Da sitzen die Reeder, denen das Schiff gehörte, dort die Angehörigen der Seeleute, die auf See geblieben sind. Die Presse ist stark vertreten.

„Wie ist es zu dem Drama auf hoher See gekommen?“ Das ist die Frage, die Richter und Publikum stellen.

Es war ein neues Schiff, das der Kapitän kurz vorher übernommen hatte. Die Besatzung bestand aus erprobten Seeleuten. Sie waren voller Zuversicht aus dem Heimathafen ausgelaufen. Eine weite Fahrt in ferne Häfen lag vor ihnen.

Dann stand eines Tages der leitende Ingenieur vor dem Kapitän und meldete: „Wir haben

einen Schaden an der Maschine." Tag und Nacht arbeiteten die Spezialisten, um den Fehler zu finden und zu beseitigen. Ergebnislos! Unklar blieb, wieso man bei der Probefahrt, die bei schwierigstem Wetter vor der norwegischen Küste durchgeführt worden war, den Fehler nicht entdeckt hatte. Eins aber stand fest, trotz aller fortschrittlichen Technik: Es war ein Fehler irgendwo in der Maschine. Und er wurde trotz aller verzweifelten Anstrengungen nicht entdeckt.

Sturm kam auf! Er wurde so stark und heftig, daß der Kapitän sich entschloß, das Schiff aufzugeben, um das Leben der Männer zu retten. Die drei Rettungsboote wurden zu Wasser gelassen. Die Mannschaft bestieg die Boote und stieß ab, um die Küste zu erreichen. Vor ihren Augen wurde das Schiff von einem Wellenberg zugedeckt und versank.

Aber - es sollte noch schlimmer kommen. Zwei der Boote wurden von der wilden See vernichtet. Beim Versuch, die Männer zu retten, scheiterte beinahe auch das letzte Boot. Tag und Nacht trieb es in der See, bis es von einem anderen Schiff entdeckt wurde. Die Überlebenden, unter ihnen der Kapitän, wurden an Bord genommen.

Nun stand dieser Kapitän vor den Richtern, um sich zu verantworten. Durch die Presse war schon vorher bekannt geworden, daß das Schiff eine moderne Funkanlage besessen hatte. Der Kapitän sollte beantworten, warum keiner in der Funkkabine den Knopf auslöste, um das Seenotzeichen zu senden. Die Spannung im Gerichtssaal war aufs höchste gestiegen. Was wird der Kapitän auf die ungeheure Anklage: „Wo ist das Schiff? - Wo sind die Männer - Wo ist die Ladung?“ antworten?

Da platzte seine Antwort wie eine Bombe im Saal. Auf dieses unerhörte Geschehen wußte der Kapitän nur einen Satz als Entschuldigung: „Wir dachten, wir könnten uns selber helfen.“ Denken wir nicht oft genau so? Aber wir können uns eben nicht selber helfen! Einer muß immer Helfer sein.

NUR DIE VERBINDUNG

Die Mädchen und Jungen unserer Gemeinde haben sich auf einem Berg in der Nähe der Stadt eine herrliche Blockhütte gebaut. Nun herrscht an den Sonnabenden und Sonntagen dort ein fröhliches Treiben. Kürzlich mußten wir den Eckstein zu einem Erweiterungsbau legen.

Als wir in einer schlichten Feierstunde oben auf der Höhe standen und unsere Blicke ins Tal wanderten, fielen sie auf die großen Masten der Überlandleitung, die den steilen Berg erklimmen. Drähte, Drähte, überall Drähte. Ein riesiges Netz spannt sich schon über das ganze Land. Millionen Pferdekräfte in nächster Nähe - aber wir in unserer Hütte sitzen abends bei Kerzenlicht - wir haben nichts davon, daß die Überlandleitung bei uns vorbeigeht. Wir sind nicht angeschlossen. Einer unserer Jungen sagte ganz betrübt:

„Nur die Verbindung fehlt! Sonst ist alles da!“

Ein Bild nur - für Größeres, viel Wichtigeres - Kräfte sind da, um Sorge, Not und Sünde zu überwinden; um Lust und Freude zu bändigen, um in Krankheit stark, im Sterben froh zu machen. Für jeden zugänglich - in aller. nächster Nähe oft. Nur die Verbindung fehlt!

Wir feiern Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Pfingsten - Kraft ist da. Auf deinem Bücherregal steht die alte Bibel; jeden Sonntag rufen die Glocken; immer wieder unsere Lieder, unsere Blätter, ein treuer Freund mit klarem Auge und festem Herzen; - Kraft ist da, in allernächster Nähe oft. Nur die Verbindung fehlt! Hast du sie?

Du kannst sie herstellen. Willst du es nicht? Und wenn's dir noch so töricht scheint. Und wenn die Leute noch so lachen. Willst du es nicht? Kennst du die Kraft noch nicht? Hast du sie - noch kein einziges Mal - erprobt?

Hast du noch nicht gesehen, erlebt, wie sie andern geholfen hat, die angeschaltet waren an diesen starken Strom, viel. leicht in deiner nächsten Nähe? - Dann such sie doch!

Such sie doch wieder, immer wieder - in der Bibel und im Gebet, im Gottesdienst und im Verkehr mit Menschen, die Gott mehr lieben als die Menschen - als sich selbst und - dich! - Sie ist doch da, die Kraft!

Nur die Verbindung fehlt vielleicht!

„Nur“ die Verbindung! Und das ist alles! -

DIE LEBENDE BRÜCKE

„85 Offiziere, 500 Mann, 31 Pumpen, 10 Leiterkompanien und sämtliche Wassertürme aufgeboten!“

„Hilfe der Feuerwehr von Brooklyn!“

„Die lebende Brücke eines Feuerwehrhauptmanns!“

Diese und ähnliche Schlagzeilen beherrschten vor einiger Zeit die ersten Seiten der amerikanischen Zeitungen. Im Mittelpunkt aller Berichte stand ein unbekannter Feuerwehrhauptmann.

Drei Männer arbeiten auf einem Hochhaus. Plötzlich merken sie, daß es brennt! Aber es ist schon zu spät. Sämtliche Rückzugswege sind vom Feuer abgeschnitten. Sie versuchen, sich bemerkbar zu machen. Sie schreien laut um Hilfe. Aber wer kann sie noch retten aus solch einer Höhe? Die Mauer droht einzustürzen. Die Gefahr ist riesengroß geworden.

Da kommt die alarmierte Feuerwehr. Sie muß das Letzte wagen. Die Leitern werden angefahren und hochgetrieben. Der Hauptmann steht oben an der Spitze. Er sieht, was die andern in der Tiefe nicht sehen können. Die Leitern reichen nicht bis an den Dachrand. über sich sieht er die verzweifelten Gesichter der Männer! Angst, Todesangst steht darauf geschrieben. Da wagt dieser Feuerwehrhauptmann etwas noch nicht Dagewesenes. Er streckt sich hoch und wirft sich mit dem Oberkörper nach vorn. Sein Plan gelingt. Mit den Händen umklammert er den Dachrand, die Füße hängen in der letzten Leitersprosse.

Die drei Männer verstehen, was der Tapfere will. Der erste wagt es und benutzt die lebende Brücke über dem Abgrund, der zweite und der dritte fassen Mut und folgen.

Während die geretteten Männer sich die Leiter hinabtasten, ertönt von unten ein vielstimmiger Schrei. Der Hauptmann fällt! Er konnte nicht mehr. Seine Kräfte versagten. Die Kameraden trugen einen Toten hinweg.

Bei der Beerdigung sagte der Chef der Feuerwehr: „über solches Heldentum läßt sich nicht reden. Leb wohl, du unser Vorbild.“

Seit der Stunde, da der Sohn Gottes auf Golgatha sterbend ausrief: „Es ist vollbracht!“ dürfen Menschen, die wie die drei Männer unserer Geschichte in großer Not sind, wieder hoffen. In dieser Stunde wurde die Brücke über den Abgrund, der Gott und die Menschen trennt, geschlagen. Es ist alles geschehen, was nötig war, um einem Menschen wie du, mit einer belasteten Vergangenheit, das Tor aufzutun in des Vaters Haus.

Die Brücke über den Abgrund ist so fest, daß sie auch dann nicht schwankt und bricht, wenn ein Mensch mit der ganzen Last eines verfehlten Lebens in der Todesnot darüber flüchtet.

MAN HAT NUR DANN EIN HERZ,
WENN MAN ES HAT FÜR ANDERE
HEBBEL



VOR 200 JAHREN

Eine der schönsten Städte am Meer ist Lissabon, die Hauptstadt Portugals. Sie gilt nächst Konstantinopel und Neapel als schönste Stadt der Welt. Ähnlich wie diese liegt sie auf bergigem Gelände und schaut hinunter aufs Meer. Von Almadás Felsenbastei über den majestätisch dem Meer zustrebenden Tajo, der zwischen hohen Bergrändern dahinfließt, schweift der Blick aufs jenseitige Ufer hinüber zu drei Hügeln. Auf ihnen thront die Königsstadt Lissabon. Dem Auge bietet sich ein Bild, das jeden Beschauer mit Begeisterung erfüllt.

Über dieser Stadt ging am Morgen des November 1755 die Sonne in ihrem vollen Glanze auf. Zwischen neun und zehn Uhr aber begannen die Häuser von oben bis unten zu erzittern. Unter der Erde bebte ein Donner, als ob sich ein Gewitter entlade. Furchtbares Geprassel folgte. Die obersten Stockwerke der Häuser stürzten ein. Die Mauern wankten hin und her, dann barsten sie auseinander. Der Himmel verfinsterte sich. Endlich erhellte sich die Nacht wieder. Die Gewalt der Stöße ließ nach. Die von Angst gequälten Menschen fragten, ob dies das Ende der Welt sei.

Die Straßen nach dem Tajo hinunter waren mit Trümmern bedeckt. Alle Augenblicke wurden Menschen von Steinmassen zerschmettert. Tote, Sterbende und Verwundete lagen überall umher.

Schlösser, Klöster und Kirchen, Meisterwerke der Baukunst, sanken in Trümmerhaufen zusammen. Hunderte begruben sie unter sich, die vor den Altären knieten. „Barmherzigkeit, o Gott!“ Diesen Schrei hörte man überall, sogar vom fernen Katharinenberge herüber, auf den sich Tausende geflüchtet hatten.

Eine neue Gefahr drohte. Das Meer war bis zum tiefsten Grunde aufgerührt. „Die See bricht herein! Wir sind alle verloren!“ tönte es durch die Straßen. Der Fluß hob sich und schwoll an. Ein Wasserberg schien heranzurollen, obgleich kein Wind sich regte. Brüllend und schäumend wogte das zürnende Element daher. Alles floh heulend und schreiend, ihm zu entgehen.

Doch mancher wurde die Beute der empörten Fluten. Auf See stießen Schiffe zusammen, als ob der heftigste Sturm wütete. Einige drehten sich im Kreise, wie von einem Wirbel ergriffen. Plötzlich versank die mächtige Ufermauer mit allen Menschen, die sich auf ihr in Sicherheit glaubten. Alle hier gelandeten Fahrzeuge wurden ein Raub des Meeres. Von der Mauer war später nicht eine Spur mehr zu finden. Sechs Tage bebte die Erde. Mehr als 6000 Menschen verloren das Leben.

So ist es: „Wenn die Berge mitten ins Meer sinken, wenn das Meer wütet und wallt und von seinem Ungestüm die Berge einfallen.“

Dann gilt es, sich Gott anzuvertrauen. Dann gilt es, zu ihm seine Zuflucht zu nehmen. Dann können Menschen im Angesicht des allgemeinen Zusammenbruchs zeigen, was sie haben an ihrem Gott, ob er wirklich ihre „feste Burg“ ist. Solche Zeiten sind eine Probe aufs Exempel für unseren Glauben.

Dann soll sich's erweisen, ob wir im schlimmsten Drunter und Drüber, bei der heillosesten Verwirrung einstimmen können in den 46. Psalm:

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wengleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken, wengleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen.“

„Dennoch“, fährt der Psalmist fort.

„Dennoch“ darf und muß auch für uns die Fortsetzung lauten:

„Dennoch fürchten wir uns nicht.“

DIE WELT IST EINE BRÜCKE
GEHET DARÜBER, ABER BAUET
NICHT EIN HAUS DARAUF

Es IST ALLES BEREIT

Es war der trostloseste Tag unserer Gefangenschaft. Die meisten von uns waren zu langjähriger Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt worden. Kaum einer, den man nicht gequält hatte. Und immer noch gingen die Verhöre weiter! Ich lag auf meiner Pritsche, versuchte den 126. Psalm zu lesen, um in dem alten Bibelwort Trost zu finden. Da kam ein junger Kamerad zu mir. Zwanzig Jahre Zwangsarbeit hatte man ihm dafür gegeben, daß er als sechzehnjähriger Flakhelfer mitgeholfen hatte, die deutschen Städte zu verteidigen. Er kam zu mir, weil er es einfach nicht fassen konnte, daß es für ihn keinen Weg zurück in die Heimat geben sollte. Er faßte meine Hände und sagte: „Du mußt mir etwas versprechen. Wenn du einmal vor mir entlassen werden solltest, dann mußt du meine Mutter besuchen und ihr sagen, daß sie mich nicht vergessen darf. Sie soll immer auf mich warten.“

Dann kam es wirklich so, wie er es gehnt hatte. Ich fuhr mit anderen Kameraden vor ihm heim. Sobald es ging, wollte ich mein Versprechen einlösen. Und so war ich eines Tages in dem Heimatdorf jenes jungen Mannes. Ich stand vor der Haustür. Schwer war es mir ums Herz. Was sollte ich den Eltern sagen!

Die Mutter selbst öffnete die Tür und führte mich ins Haus. Dann erzählte ich ihr von ihrem Jungen. Sie nahm mich beiseite und brachte mich in ein kleines Zimmer. „Dies ist die Stube unseres Jungen“, sagte sie, „hier kommt niemand herein. Die Stube bleibt für ihn, bis er kommt.“

Blumen standen auf dem Tisch, da lagen die Weihnachtsgeschenke der letzten Jahre in der Kommode. Jedes Jahr, wenn Weihnachten kam und die Eltern den Baum putzten, lag unter dem Baum ein Geschenk für den Sohn - denn er könnte doch diesmal kommen! Während meine Gedanken den weiten Weg in den Ural zu meinem Kameraden gingen, erzählte mir die Mutter, daß sie jeden Tag frisches Wasser in das Waschbecken füllt und daß das Bett immer frisch bezogen auf ihn wartet.

Ich habe die Mutter allein gelassen und bin zu dem Vater in die Wohnstube gegangen. Ich erzählte ihm von unserer Arbeit in der Gefangenschaft und malte ihm ein lebendiges Bild von seinem Jungen in der Fremde. Er sagte zu mir: „Wissen Sie, es ist oft wirklich zu schwer. Manchmal meine ich, es ginge nicht mehr. Jeden Abend, wenn der Abendzug im Dorf hält, mit dem unsere Heimkehrer immer kamen, wenn die Lokomotive pfeift, steht die Mutter auf.“

Dann geht sie an die Haustür und schaltet das Licht an. Sie sagt, wenn er kommt, und unten im Dorf um die Ecke biegt, dann soll er schon von weitem sehen, daß wir auf ihn warten." Tief ergriffen bin ich nach Hause gefahren. Wie unendlich froh kann jener Kamerad sein: Sie warten auf ihn, das Licht am Heimathaus brennt für ihn!
Irgendwie leben wir alle in der Gefangenschaft. Wir können sie nur ertragen, wenn wir wissen: Das Licht am Heimathaus Gottes brennt Tag für Tag und Nacht für Nacht und ruft uns zu: Komm - es ist alles bereit!

EINE BIBEL OHNE WORTE.

Eines Tages bekam ich sie geschenkt, sie bestand nur aus vier mit je einer anderen Farbe bedruckten Blättern: schwarz, rot, weiß, gold.

Ein komisches Buch - was soll man damit machen?

Zu den mutigsten Zeugen des vergangenen Jahrhunderts gehörte ein Dr. Baedeker. Sein Herz brannte für seinen König. Darum kannte er nur eins: Irgendwie die Botschaft von dem Herrn, der sein Leben für uns gab, weiterzusagen.

Durch wundersame Führung Gottes wurde ihm eines Tages vom russischen Zaren die Erlaubnis gegeben, die Botschaft des Neuen Testaments in die Kerker Sibiriens zu tragen. Von dieser Stunde an hat er nur dieser Aufgabe gelebt. Man nennt ihn seitdem wohl auch „den Evangelisten der sibirischen Gefängnisse“.

Er kam in den Bleiwerken Sibiriens zu Menschen, die mit dem Leben abgeschlossen hatten. Wenn er ihnen das Evangelium gesagt hatte, wollte er als Trost und Stärkung ein Neues Testament schenken. Aber - wieviele konnten nicht lesen! Und wann mochte er wiederkommen?

Nach seiner ersten Reise ersann seine Liebe die - Bibel ohne Worte, ein Büchlein, vier Seiten stark, und ohne ein einziges gedrucktes Wort. Die erste Seite war tiefschwarz, die zweite purpurrot, die dritte schneeweiß und die vierte golden. Dieses Büchlein gab er den Sträflingen und erklärte ihnen, daß sie es nie vergessen konnten:

Schwarz ist durch die Sünde das Herz in uns - dunkel alles, was uns umgibt. Aber wenn das Blut, das Jesus auf Golgatha für uns vergossen hat, unsere Schuld bedeckt, dann wird unser Herz schneeweiß! Und wenn ihr diese letzte Seite anschaut, denkt daran, daß all das, was ihr hier auf Erden durchmachen müßt, vergeht, und daß nach allem Kampf und Streit die goldene Herrlichkeit euer harrt, wenn ihr euer Herz diesem Herrn Christus gebt!

Erst die Ewigkeit wird einmal offenbaren, wie vielen Menschen in ihrem Leid dieses Büchlein Trost bedeutet hat. Die Bibel ohne Worte redet auch zu uns.

JESUS IST WORT GOTTES,
MIT IHM VERGLICHEN
IST ALLES ANDERE
SCHWEIGEN GOTTES

DER VERLORENE STAB

Olympiade 1936. Die deutsche Frauenstaffel hatte am Tage zuvor im Zwischenlauf mit 46,4 Sek. einen neuen Weltrekord aufgestellt. Jetzt, als es um die letzte Entscheidung ging, lag sie wieder sehr schnell an der Spitze. Der Stabwechsel beim ersten und zweiten Mal klappte tadellos. Nur noch die letzten hundert Meter waren zu laufen und man sah schon ganz

deutlich, daß die Deutschen nicht zu schlagen sein würden.

Da geht plötzlich ein einziger Schrei durch die hundert. tausend Menschen, die das weite Rund der Tribünen füllen, und die jetzt alle vor Erregung aufgesprungen sind. Beim letzten Wechsel hat die Läuferin den Stab fallen lassen. Damit ist der Sieg verloren - die deutsche Staffel scheidet aus.

Ganz langsam, das Gesicht mit den Händen bedeckend, gingen die deutschen Läuferinnen unter den Blicken der Menschenmenge über den grünen Rasen zu ihren Trainingsanzügen zurück. Eine ungeheure Erregung lag über den Zuschauern. Niemand kümmerte sich noch darum, wer nun eigentlich den Sieg errungen hatte. Das Gespräch aller drehte sich nur um das Unglück des verlorenen Stabes. Und die Gedanken aller waren bei der einen, die durch die Unachtsamkeit eines Augenblicks den Triumph ihres Sportlebens verscherzt hatte.

Als der erste Mensch diese Erde betrat - so erzählt uns die alte Geschichte am Anfang der Bibel -, gab ihm der Herr der Welt eine Aufgabe mit auf den Weg. Er stellte ihm ein Ziel. Das sollte er erreichen, daran sollte er sein ganzes Herz hängen. Es war ein Lauf des Gehorsams, den Gott von seinem Menschen forderte. „Glauben“ hieß der Stab, den er bis ans Ziel tragen sollte. Ließ er ihn fallen, war der Lauf verloren und der Siegespreis verscherzt.

Wir wissen, wie die Geschichte dieses Laufes ausgegangen ist. Der Stab fiel - und alles war verloren.

Aber einen kennen wir, dem der Lauf bis ins Ziel gelungen ist: Jesus Christus.

Wenn wir sein Leben beobachten, so finden wir manchen Augenblick, wo man meint: Jetzt läßt er den Stab des Glaubens fallen, jetzt wird er seine Hilfe bei irgendeinem Menschen suchen, jetzt wird sein Vertrauen zu Gott zerbrechen.

Daß das nicht geschehen ist, bedeutet für die Welt einen Neuanfang. Bei dem Lauf um den Siegespreis dachte er unaufhörlich an alle die, die hinter ihm den Lauf wagen sollten. Mit ihm zusammen gibt es ein Leben des Sieges. Da gilt nicht mehr die Sorge, was wir versäumen und verscherzen und wie oft wir sogar den Stab des Glaubens fallen lassen. Nein! Da gilt: Du bist mein und ich bin dein.

Deshalb laßt uns fröhlich den Stab des Glaubens ergreifen, laßt uns den Stab des Vertrauens festhalten und den Lauf zum Ziel wagen.

GOTT HAT NUR EINEN GEDANKEN,
EINEN WILLEN, EINE MEINUNG,
EIN ZIEL:
DASS WIR ALLE ZU IHM KOMMEN
HERMANN BEZZEL

STICHWORT.VERZEICHNIS

zur Benutzung der Geschichten in Heimabenden, Vorlesestunden oder bei sonstigen Gelegenheiten

Seite	Seite		
Anschluß	126	Nachfolge	77
Bekenntnis	52, 57	Scheinheiligkeit	116
Bekehrung	17	Sehnsucht	88
Bibel	73, 85, 135	Sinnesänderung	24
Brot	114	Stille	107
Durchblick	26	Trost	67
Eigenwille	124	Unentschiedenheit	47
Einsatz	63	Versuchung	29
Entscheidung	59	Vertrauen	34
Enttäuschung	70	Wagnis	9, 121
Festigkeit	102	Wahrheit	32
Flucht	99	Warten	133
Freiheit	22	Weg	20
Gebet	65	Wegweisung	13
Gehorsam	50	Weihnacht	96
Gewißheit	44, 91	Wendepunkt	75
Glaube	130	Werke	82
Heil Gottes	94	Wille Gottes	15
Jesus-Name	61	Wort Gottes	80
Kampf	137	Zeugnis	109, 112
Kreuz	104	Ziel	120
Liebe	128	Zuversicht	36
Licht	41		
140			

GESCHICHTEN

die zu bestimmten biblischen Themen passen

	Seite	Bibelstelle	
20	Joh. 8,12		
Bibelstelle			
Ps. 23,1-2			
70	Joh. 8,36	22	
Ps. 23,4			
130	Joh. 12,26		9
Ps. 46,3-4			
124	Joh. 14,6a	13	
Ps. 50,15			
15	Joh. 19,30	128	
Ps. 56,14			
93,4	36 Ap. Gesch. 1,8	109	
Ps. 93,			
Ps. 139,7-12	99 Ap. Gesch. 4,12	94	
Ps. 119,92	73	Ap. Gesch. 4,20	65
Ps. 119,105	80 Ap. Gesch. 5,29	50	
135 Röm. 8,38-39	44		
Jes. 29,18			
1	67	1. Kor. 1,18	104
Jer. 29,11			
Hes. 47,3	112	1. Kor. 14,8	116
82	Gal. 1,16	121	
Matth.5,16			
102	Gal. 2,20	96	
Matth. 7,24-27			
Matth. 9,13	61	Eph. 1,17-18	26
Matth. 10,32	57 Eph. 5,8-9	17	
Matth. 11,28	120	1. Thess. 4,11	107
Matth. 19,16	75	1. Thim. 1,16	
Luk. 15,20+28	133	1. Petr. 2,21 157
L			
Mark. 7,34	47	1. Thim. 6,12	52
Luk. 2,1-20	91	2. Thim. 2,5	7
77			
Luk. 12,20	85	1. Petr. 5,8	29
Luk. 19,1-10	126		
88	1. Joh. 5,12		
Joh. 3,1-16	63	Hebr. 11,1	34
Joh. 3,16	32	Offb. 3,11	59
Joh. 6,48	114		